

Vierteljahresschrift
für Stadtgeschichte,
Stadtsoziologie, Denkmalpflege
und Stadtentwicklung



35. Jahrgang

Heft 3/2008

BAG - Verlag

Schwerpunkt:

Kirche und Quartier

Herausgegeben
von
Kerstin Gothe



Die alte Stadt

Vierteljahresschrift für Stadtgeschichte,
Stadtsoziologie, Denkmalpflege und Stadtentwicklung

Herausgegeben von der Arbeitsgemeinschaft Die alte Stadt
in Verbindung mit Gerd Albers, Helmut Böhme, August Gebefßer,
Friedrich Mielke, Jürgen Reulecke, Erika Spiegel und Jürgen Zieger

Redaktionskollegium:

HANS SCHULTHEISS (Chefredakteur) -
Dr. Nina Ehresmann (Besprechungen)
PROF. DR. HARALD BODENSCHATZ, TU Berlin,
Institut für Sozialwissenschaften - PROF. DR.
DIETRICH DENECKE, Universität Göttingen,
Geographisches Institut - PROF. DR. ANDREAS
GESTRICH, Deutsches Historisches Institut,
London - PROF. THERESIA GÜRTLER BERGER,
Zürich - PROF. DR. TILMAN HARLANDER,
Universität Stuttgart, Institut Wohnen und
Entwerfen - DR. HELMUT HERBST, Galerie
Stihl Waiblingen - PROF. DR. JOHANN JESSEN,
Universität Stuttgart, Städtebau-Institut -
PROF. DR. URSULA VON PETZ, RWTH Aachen -
VOLKER ROSCHER, Architektur Centrum
Hamburg - PROF. DR. JOACHIM SCHULTIS,
Heidelberg - PROF. DR. DIETER SCHOTT, TU
Darmstadt, Institut für Geschichte -
PROF. DR. HOLGER SONNABEND, Universität
Stuttgart, Historisches Institut.

Redaktionelle Zuschriften

und Besprechungsexemplare werden an die
Redaktionsadresse erbeten:
Die alte Stadt, Postfach 100355, 73728 Esslingen.
Tel.: 0711 - 3512-3242, Fax: 0711 - 3512-2418.
Email: Hans.Schultheiss@esslingen.de
Internet: <http://www.alte-stadt.de>

Die Zeitschrift Die alte Stadt ist zugleich Mit-
gliederzeitschrift der ca. 110 Städte umfassenden
Arbeitsgemeinschaft Die alte Stadt e.V.

Erscheinungsweise:

jährlich 4 Hefte zu je mind. 88 Seiten.

Bezugsbedingungen:

Jahresabonnement EUR 79,- Einzelheft EUR 24,-
Vorzugspreis für Studierende EUR 60,- jeweils
zzgl. Versandkosten.

Ein Abonnement gilt, falls nicht befristet bestellt,
zur Fortsetzung bis auf Widerruf. Kündigungen
des Abonnements können nur zum Ablauf eines
Jahres erfolgen und müssen bis zum 15. November
des laufenden Jahres beim Verlag oder der Redak-
tion der Arbeitsgemeinschaft Die alte Stadt einge-
gangen sein.

Verlag:

Bernhard Albert Greiner Verlag (BAG-Verlag),
Olgastraße 13, 73630 Remshalden.
Tel.: 07151/2766-45, Email: info@bag-verlag.de
Anzeigenleitung: Dr. Claudia Greiner

Mit Namen gekennzeichnete Beiträge geben nicht
unbedingt die Meinung der Redaktion wieder.
Redaktion und Verlag haften nicht für unverlangt
eingesandte Manuskripte. Die der Redaktion an-
gebotenen Originalbeiträge dürfen nicht gleich-
zeitig in anderen Publikationen veröffentlicht
werden. Mit der Annahme zur Veröffentlichung
überträgt der Autor der Arbeitsgemeinschaft Die
alte Stadt und dem Verlag das ausschließliche Ver-
lagsrecht für die Zeit bis zum Ablauf des Urheber-
rechts. Eingeschlossen sind insbesondere auch das
Recht zur Herstellung elektronischer Versionen
und zur Einspeicherung in Datenbanken sowie das
Recht zu deren Vervielfältigung online und offline.
Alle in dieser Zeitschrift veröffentlichten Beiträge
sind urheberrechtlich geschützt. Kein Teil der
Zeitschrift darf außerhalb der engen Grenzen des
Urheberrechts ohne schriftliche Genehmigung des
Verlags in irgendeiner Form reproduziert oder in
eine von Maschinen, insbesondere von Datenver-
arbeitungsanlagen verwendbare Sprache über-
tragen werden.

Druck: Druckerei Dünnbier, Großschönau

© 2008 BAG-Verlag, Remshalden
Printed in Germany. ISSN 0170-9364
ISBN für dieses Heft: 978-3-86705-035-7

Kirche und Quartier

Herausgegeben von Kerstin Gothe

Editorial von Kerstin Gothe 203

ABHANDLUNGEN

THOMAS ERNE, Kirchen als öffentliche Zeichen der Transzendenz 205

JÖRG A.E. HEIMESHOF, Die Bedeutung der Kirchengebäude für
die Stadt 217

WOLFGANG GRÜNBERG / WOLFGANG TUCH, Von der Sehnsucht
nach einem Dom. Perspektivplanungen von Stadt und Kirche am
Beispiel Norderstedt 229

KERSTIN GOTHE, Umnutzung von Kirchen ohne Stadtplanung? 239

KARIN BERKEMANN, „Der Stadt bestes“ - Wiederentdeckung der
Stadtteilkirchen des 19. und 20. Jahrhunderts 253

SABINE KRAFT / THOMAS M. SCHMITT, Islamische Sakralbauten
und Moscheekonflikte in Deutschland 265

AUTOREN 281

BESPRECHUNGEN

ARND REITEMEIER, Pfarrkirchen in der Stadt des späten Mittelalters
(*Immo Eberl*) 282

STEFANIE WOLF, Erfurt im 13. Jahrhundert. Städtische Gesellschaft
zwischen Mainzer Erzbischof, Adel und Reich (*Immo Eberl*) 283

OLIVER PLESSOW, Die umgeschriebene Geschichte. Spätmittelalterliche Historiographie in Münster zwischen Bistum und Stadt (<i>Immo Eberl</i>)	284
HENNER HANNING / JOHANNES M. MÜLLER, Dorf und Kirche oder Kirche und Dorf oder Kirchendörfer (<i>Daniel Kirm</i>)	285
SEBASTIAN SCHMIDT / JENS ASPELMEIER, Norm und Praxis der Armenfürsorge in Spätmittelalter und früher Neuzeit (<i>Immo Eberl</i>).....	285
BRITTA KLAGGE, Armut in westdeutschen Städten. Strukturen und Trends aus stadtteilorientierter Perspektive (<i>Clemens von Looz-Corswarem</i>)	286
TILMAN HARLANDER (Hrsg.), Stadtwohnen. Geschichte, Städtebau, Perspektiven (<i>Clemens Zimmermann</i>)	288
UNDINE GISEKE / ERIKA SPIEGEL, Stadtlichtungen. Irritationen, Perspektiven, Strategien (<i>Jürg Sulzer</i>)	290
INGRID SCHEURMANN (Hrsg.), Zeitschichten: Erkennen und Erhalten - Denkmalpflege in Deutschland (<i>Dietrich Denecke</i>)	291
INGRID SCHEURMANN / HANS RUDOLF MEIER (Hrsg.), Echt. alt. schön. wahr: Zeitschichten der Denkmalpflege (<i>Dietrich Denecke</i>)	291
NOTIZEN	295

Kirche und Quartier

Editorial

von Kerstin Gothe



Kirchen gehören zu den ältesten und wichtigsten Bauten einer jeden europäischen Stadt, der Dom in einem Bischofssitz ebenso wie die Stadtkirche in einem Marktflecken. Lange Zeit prägten sie auch die Silhouetten der Städte; in den Dörfern ist dies noch heute der Fall. Die Kirchen in Deutschland bestehen jedoch keineswegs nur aus alter baugeschichtlich wertvoller Substanz; etwa die Hälfte des heutigen Kirchenbestands ist in den letzten 50 Jahren errichtet worden.

In Zukunft werden nicht mehr alle Kirchengebäude als solche erhalten werden können. Was wird mit ihnen geschehen? Sowohl in der katholischen wie in der evangelischen Kirche gibt es intensive Diskussionen um die Frage nach der Zukunft von kirchlichen Gebäuden – mit den Perspektiven: Abriss, Umnutzung, Nutzungserweiterung oder Stilllegung. In dieser Diskussion geht es vorrangig um die Frage der Zukunft sakraler Räume, um Kosten, um den Zuschnitt der Gemeinden. Die Dimension des Stadtquartiers ist selten Gegenstand der Diskurse. Auch die Städte selbst und ihre Stadtplaner sind dieser Frage gegenüber häufig eher indifferent, obwohl doch Kirche – als soziale und geistliche Einrichtung ebenso wie in ihrer stadträumlichen Wirkung – bedeutsam für die Quartiere ist.

In diesem Heft wird daher ausdrücklich das bisher in der Fachdebatte vernachlässigte Verhältnis zwischen Kirche und Quartier in den Mittelpunkt gerückt. Dabei geht es vor allem um die zahlreichen Quartierskirchen in den Stadtteilen. In den Beiträgen wird das Thema aus theologischem, denkmalpflegerischem, stadtplanerischem, sowie kirchenpädagogischem Blickwinkel beleuchtet.

In seinem Beitrag „Kirchen als öffentliche Zeichen der Transzendenz“ setzt sich **THOMAS ERNE** mit der Zukunft des christlichen Glaubens in der Gesellschaft und der religiösen Relevanz dieser Räume auseinander: Kirchenräume ermöglichten es, sich über das eigene Leben „im Horizont der Transzendenz“ zu verständigen. Die Kirche im Quartier habe eine Bedeutung vor allem wegen der kirchlichen Zeremonien, die anlässlich bestimmter Übergangssituationen im Leben (Taufe, Bestattung, Trauung, Konfirmation) in ihr durchgeführt werden. Kirchengebäude im öffentlichen Raum

stunden dabei für die Standortverbundenheit der christlichen Religion. Immobilität sei für den modernen Menschen nötig, um Mobilität auszuhalten. Kirchen leisteten diese Orientierung in der Stadt auf eine gemeinschaftsbildende Weise. Damit richte sich die Frage des Erhaltes der Kirchen nicht nur an die Gemeinde als Besitzer des Gebäudes, sondern auch an die Stadt selbst.

Um die kulturelle Bedeutung der Kirchengebäude für die Stadt geht es in dem Beitrag von **JÖRG A.E. HEIMESHOFF**. Darin spannt er den Bogen vom Mittelalter bis in die jüngste Vergangenheit und erläutert die Kriterien für Denkmalwürdigkeit von Kirchenbauten. An Beispielen, vorwiegend aus Düsseldorf, wo er als Denkmalpfleger tätig ist, arbeitet er die unterschiedlichen Typen städtebaulicher Einbindung von Kirchen heraus und beleuchtet den jeweiligen Hintergrund ihrer Entstehung sowie den Wandel des stadträumlichen Kontextes durch den veränderten Wiederaufbau nach dem Zweiten Weltkrieg.

Über eine Studie zu evangelischen Kirchen der jungen Stadt Norderstedt im „Speckgürtel“ von Hamburg berichten **WOLFGANG GRÜNBERG** und **WOLFGANG TUCH**, in der eine langfristige Perspektive für Umstrukturierungen der Gemeinden und ihrer Kirchengebäude aus theologischer und stadtplanerischer Sicht entwickelt wurde. Empfohlen wurde eine Fusion bisher selbständiger Gemeinden, jedoch die Beibehaltung spezialisierter Angebote an den verschiedenen Standorten, um wirtschaftlich und strategisch überlebensfähige Einheiten zu schaffen.

In ihrem Beitrag gibt **KERSTIN GOTHE** einen Überblick über die Strategien der Kirchenverwaltungen für die Reduzierung ihres Gebäudebestandes und zeigt auf, inwieweit die städtebauliche Einbindung von Kirchen in kunst- und baugeschichtlichen Studien, aber auch in architektonischen Diskursen und in Studienarbeiten thematisiert wird. Sie schließt mit Empfehlungen, die Kirchen in der Stadt nicht als Einzelobjekt, sondern im städtischen Kontext zu betrachten und bei der Planung möglichst frühzeitig die Kooperation zu suchen.

Mit der Wiederentdeckung der Stadtteil-Kirchen des 19. und 20. Jahrhunderts befasst sich **KARIN BERKEMANN**. An vier Beispielen beschreibt sie, wie es gelang, Kirchen durch kirchenpädagogische Arbeit neu wahrzunehmen, sie in den Kontext eines Pilgerwegs einzugliedern und zu profilieren oder durch unterschiedliche Formen der Öffentlichkeitsarbeit neue Nutzungsoptionen zu eröffnen.

THOMAS SCHMITT und **SABINE KRAFT** schließlich stellen die soziale Funktion und die verschiedenen baulichen Entwicklungsphasen islamischer Sakralbauten, insbesondere der repräsentativen Moscheen, vor und analysieren Konflikte um deren Errichtung in ihren verschiedenen Dimensionen. Damit öffnen sie den Blick für nicht-christliche Sakralbauten, deren Anzahl in Deutschland – im Gegensatz zu den Kirchen – wächst.

*Esslingen am Neckar/Stuttgart
August 2008*

Kirchen als öffentliche Zeichen der Transzendenz

1. „Feldvermessung“

Es gibt ca. 27.000 Kirchen, Kapellen und Gemeindezentren in der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD). Nimmt man Pfarrhäuser, Gemeindehäuser, Schulen und Kindergärten hinzu, dann sind es insgesamt 75.000 kirchliche Gebäude. Die Kosten der Bauerhaltung tragen die 25.385.618 Millionen evangelischen Christen in Deutschland mit ihren Kirchensteuern und Spenden, unterstützt von Zuschüssen der öffentlichen Hand, insbesondere bei den nahezu 25.000 denkmalgeschützten kirchlichen Gebäuden. 12,3% des Gesamtbudgets der EKD werden für Erhaltung und Sanierung der kirchlichen Gebäude aufgewendet. Das sind 1,223 Mrd. Euro auf der Basis der Einnahmen der EKD von 2004 in Höhe 9,95 Mrd. Euro¹.

Doch das Problem, das sich mit diesen Zahlen verbindet, wird erst deutlich, wenn man die Demographie hinzunimmt. Denn in Deutschland schrumpft die Bevölkerung, und mit ihr schrumpft auch die Evangelische Kirche. Verstärkt wird dieser Trend durch Kirchaustritte, auch wenn diese rückläufig sind. Setzen sich die Trends, die sich in der demographischen Forschung abzeichnen, ungebrochen fort, so würde die „evangelische Kirche im Jahr 2030 ein Drittel weniger Kirchenmitglieder und nur die Hälfte der heutigen Finanzkraft haben“.² Für die Gebäudeunterhaltung würden dann im Jahre 2030 zwei Drittel der heutigen Mitglieder mit der Hälfte der Finanzkraft dieselbe Baulast tragen müssen. Sie müssten folglich im Jahr 2030 die doppelte Summe aufbringen, um die gleiche Anzahl der Gebäude zu unterhalten. Hinzu kommt die ungleiche Verteilung der Baulast auf die einzelnen Gliedkirchen der EKD. So leben im Bereich der östlichen Landeskirchen nur „8% der Mitglieder der evangelischen Kirche Deutschlands, zugleich befinden sich hier jedoch 40% der Kirchenbauten.“³ Die meisten davon sind denkmalgeschützt.

1 Die Zahlen stammen aus: *Evangelisch in Deutschland. Zahlen, Fakten, Entwicklungen*, hrsg. v. Kirchenamt der EKD, Hannover 2007.

2 *Kirche der Freiheit, Impulspapier der EKD, Vorwort*, veröff. unter: www.ekd.de.

3 *K. Vogel, Stillgelegt? Zur Situation der Kirchen in schrumpfenden Dörfern*, in: *Schrumpfende Städte und Dörfer. Wie überleben unsere Baudenkmale?*, Dresden 2007, S. 72-76, 72; Kerstin Vogel bezieht sich mit diesen Zahlen auf einen Vortrag von Bernd Janowski, veröff. unter www.altekirchen.de/Dokumente.

Doch wäre es übertrieben, von einer unerträglichen Last zu sprechen. Die Zahl der Kirchengebäude ist minimal, die in den letzten Jahren in der EKD verkauft oder abgerissen wurden. Sie bewegt sich nach ersten Schätzungen im Promillebereich. Es sind vielmehr die Trends, die wenig Gutes verheißen. Umso erfreulicher ist da die große Aufmerksamkeit, die der reiche Bestand an Kirchen bei Stadtplanern, Denkmalschützern, Baudezernenten, Architekten und vielen Laien genießt. Nur die Raumsoziologie bearbeitet ihre „Raumvergessenheit“ in Monografien, Sammelbänden, und Textsammlungen⁴ bisher unter Absehung des religiösen Raumes. Die soziologische Analyse der sozialen Konstruktion des Raumes wird zwar für das Verständnis der Stadt und des urbanen Raumes⁵ fruchtbar gemacht, nicht aber für die Kirchengebäude und deren räumlichen Status. Es bleibt eine Asymmetrie. Während die Evangelische Theologie die Stadt⁶ entdeckt, verharrt die Stadt- und Raumsoziologie in einer partiellen Vergessenheit gegenüber dem Kirchenraum.

Das ist umso erstaunlicher als sich in und um die Kirchengebäude vielfältige soziale Phänomene gruppieren, die soziologische Aufmerksamkeit erregen müssten. Bemerkenswert ist zum Beispiel das bürgerschaftliche und zivilreligiöse Engagement in ostdeutschen Kommunen, wo Kirchenmitglieder und Konfessionslose gemeinsam für die Erhaltung ihrer Kirchen kämpfen. Das Beharrungsvermögen, die Kreativität und Zivilcourage in diesen Vereinen interessiert inzwischen auch die wissenschaftliche Theologie.⁷ Denn dort wird von bekennenden Christen und bekennenden Atheisten gemeinsam um die Erhaltung von Kirchengebäuden in einer weitgehend entkirchlichten Gesellschaft gekämpft. Offenbar sind Kirchen ein unverzichtbarer Bestandteil der Identität eines Dorfes, eines Quartiers, einer Stadt, und zwar diesseits der Frage nach der Kirchenmitgliedschaft und unabhängig vom Bedürfnis, die Gebäude auch religiös zu nutzen. Diese Wertschätzung der Kirchengebäude als eines kompensatorischen Kulturgutes zieht eine erstaunliche Fülle an Prädikaten auf sich. Kirchen sind: „gegen den Traditionsverlust ein Hort der Tradition, in einer globalen Welt ein lokaler Bezug, gegen rasante Veränderung steht Dauerhaftes, gegen Perfektion des Neuen Akzeptanz der Alterung, gegen den Lärm Stille, in der Begrenzung des Endlichen Anschauung des Unendlichen.“⁸

Doch bei aller Freude über die öffentliche Wertschätzung ihrer Kirchengebäude muss die Kirche zugleich zutiefst beunruhigt sein. Denn ihre Gebäude sollen in

4 M. Löw, *Raumsoziologie*, Frankfurt 2001; M. Schroer, *Räume, Orte, Grenzen*, Frankfurt 2006; R. Maresch / N. Werber (Hrsg.), *Raum-Wissen-Macht*, Frankfurt 2002; J. Dünne / St. Günzel (Hrsg.), *Raumtheorie* 2006; U. Heuner (Hrsg.), *Klassische Texte zum Raum*, Berlin 2007.

5 Vgl. M. Löw / S. Steets / S. Stoetzer, *Einführung in die Stadt- und Raumsoziologie*, 2007; zur theologischen Rezeption der raumsoziologischen Theorie Martina Löws, vgl. T. Woydack, *Der räumliche Gott. Was sind Kirchengebäude theologisch?*, Schenefeld 2005, S. 34 f.

6 Vgl. W. Grünberg, *Die Sprache der Stadt*, Leipzig 2004; außerdem: *Gott in der Stadt. Perspektiven evangelischer Kirche in der Stadt*, EKD-Texte 93, Hannover 2007 (www.ekd.de).

7 Vgl. R. Schieder, *Dorfkirchen als Orte der Identifikation. Kirchenbauvereine in praktisch-theologischer Perspektive*, in: *Pastoraltheologie* 19, 2006, S. 440-453.

8 K. Vogel (s. A 3), S. 72-76, 72.

einem breiten gesellschaftlichen Konsens erhalten werden, weil und insofern die religiöse Nutzung den Erhalt nicht mehr trägt. Es ist auf Dauer schwer vorstellbar, dass der „Vorrang religiöser Belange“ bei der Nutzung einer Kirche erhalten bleibt, wenn die Erhaltung des Gebäudes vornehmlich zu einer Aufgabe der Allgemeinheit wird.

Für die Zukunft der Kirchengebäude als Kirchen bleibt daher die Frage entscheidend, ob und welche Zukunft man dem christlichen Glauben einräumt. Da ich der Auffassung bin, dass das Christentum in evangelischer Perspektive für die Menschen in Deutschland ein relevanter Horizont ihres Lebens bleiben wird, möchte ich zunächst (1.) in Form einer These einführen, worin ich diese Zukunft sehe. Für die Frage nach der Bedeutung von Kirchen im Quartier ist die Anschlussfrage wichtig, ob dieser Glaube sich auch räumlich artikuliert. (2.) Was ist die religiöse Relevanz des Raumes? Dazu gebe ich nur einige Andeutungen, denn mit dieser Frage wird buchstäblich ein weites Feld geöffnet. Die grundsätzliche Frage soll an einer konkreten räumlichen Situation durchgespielt werden. Ich möchte daher (3.) die religiöse Relevanz eines Kirchengebäudes in der Stadt analysieren, und zwar der Kirche St. Jakob in Frankfurt-Bockenheim, also einer klassischen Quartierskirche. Schließen möchte ich mit Überlegungen (4.) zur Kirche als Ort öffentlicher Transzendenz.

2. Zur Zukunft des christlichen Glaubens

Der christliche Glaube ist ein Ferment, nicht das Fundament menschlicher Lebendigkeit. Im Glauben, das heißt im Horizont des Unbedingten, thematisieren und deuten Menschen die Wechselfälle ihrer Biographie. Die religiöse Erfahrung mit der eigenen Lebenserfahrung kann abschließend wie öffnend wirken. Einerseits wird die Konventionalität des Lebens auf die unabgegoltenen Momente hin befragt, während andererseits überschießende Lebendigkeit auf verbindliche Formen festgelegt wird. Als ein solches Ferment der Lebendigkeit ist der christliche Glaube zukunftsfähig, weil er Menschen hilft, in den Wechselfällen ihrer Lebensgeschichte lebendig zu bleiben.

Meine etwas formelhafte These zur lebensgeschichtlichen Relevanz des christlichen Glaubens ist alles andere als originell. Wilhelm Gräb⁹ und andere¹⁰ haben diesen Ansatz bei der empirischen Religionspraxis, dem gelebten Glauben der Menschen systematisch und praktisch entfaltet. Mit diesem Wechsel des Bezugspunktes ändert sich das gesamte Bild. Die Aufgabe der Theologie wird neu gefasst. Sie sucht die Religionspraxis der Menschen im Rahmen der gesamten Kultur zu verstehen und zu ihrer Entfaltung beizutragen. Auch das Selbstverständnis der Kirche ändert sich. Sie

9 Vgl. W. Gräb, *Lebensgeschichten, Lebensentwürfe, Sinndeutungen. Eine praktische Theologie gelebter Theologie*, Gütersloh 1998.

10 Vgl. W.-E. Failing / H.-G. Heimbrock, *Gelebte Religion wahrnehmen*, Stuttgart 1998; A. Grözinger / G. Pfeleiderer (Hrsg.), *Gelebte Religion als Programmbegriff Systematischer und Praktischer Theologie*, Zürich 2002.

vollzieht einen „Perspektivenwechsel zu einer von den Mitgliedern her entworfenen Kirchentheorie.“¹¹

Worin besteht nun die gegenwärtige Relevanz des christlichen Glaubens? In einer Deutung der eigenen Lebensgeschichte im Horizont des Unbedingten, so könnte Wilhelm Gräßl antworten. Deutung der eigenen Lebensgeschichte im Horizont des Unbedingten ist zunächst eine Aufgabe, die jeder für sich leisten kann. Einen sozialen Zusammenhang bekommt die religiöse Deutung der eigenen Lebensgeschichte, wenn sie gemeinschaftlich begangen wird in einem Gottesdienst anlässlich der Taufe, der Konfirmation, der Hochzeit, der Bestattung, das sind die klassischen, so genannten Kasualien (casus = Fall, Anlass, Gelegenheit). Da die Biographien komplexer werden, erweitert sich der Kreis biographienaher Gottesdienste¹² um Einschulungsgottesdienst, Gottesdienste für Verliebte am Valentinstag, Gottesdienst am Muttertag¹³ etc. An diesen biographischen Schnittstellen bewirkt die christliche Religion, dass der Zusammenhang des eigenen Lebens in seinen Wechselfällen nicht zerbricht. Das kann in zweifacher Weise geschehen. Im Glauben kann die Kontinuität des eigenen Lebens dadurch gewahrt werden, dass eine Lebensform destruiert wird, die ihre Zeit gehabt hat, etwa die Kindheitsmuster beim Übergang in das Leben der Erwachsenen. Und es kann die Kontinuität des eigenen Lebens im Glauben dadurch gewahrt bleiben, dass in der Offenheit eines neuen Lebensabschnittes keine Beliebigkeit, sondern verlässliche Formen entstehen, etwa die Ehe in der Partnerschaft.

Die Deutung der eigenen Lebensgeschichte und ihrer Wechselfälle im Horizont des Unbedingten ist sicher nicht die einzige mögliche Antwort auf die Frage nach der Zukunft des christlichen Glaubens, aber die Antwort hat gegenüber ihren Alternativen den Vorteil, dass sie empirisch gut abgesichert ist. Wirft man einen Blick in Untersuchungen zur Kirchenmitgliedschaft (KMU),¹⁴ die von der Evangelischen Kirche (EKD) kontinuierlich seit 1972 unternommen werden – **übrigens ein Glanzstück protestantischer Selbstbesinnungskultur** –, **so fällt die hohe Zustimmung auf, die eine religiöse Begleitung der eigenen Biographie von den Mitgliedern der Kirche bekommt.** Kirche ist relevant, wo in den Kasualien das Evangelium zu einer relevanten Verwandlung des eigenen Lebens führt. Quer durch alle Milieus hindurch bekommt daher auch der Beteiligungstyp des Casualchristen die höchste Zustimmung. Der Christ bei Gelegenheit orientiert sich in seiner Teilnahme an Kirche an seinen biographischen Bedürfnissen, nicht an den (vermeintlichen) Erwartungen der Institution. Es handelt sich um so ge-

11 J. Hermelink, Die Vielfalt der Mitgliedschaftsverhältnisse und die prekären Chancen der kirchlichen Organisation, in: Kirche in der Vielfalt der Lebensbezüge (KMU IV), Gütersloh 2006, S. 435.

12 Vgl. Ch. Grethlein, Kasualien als lebensweltbezogenes Konzept, DtPfrBl (108. Jg.) 3/2008, S. 123-130.

13 Vgl. Th. Klie (Hrsg.), Halloween und Co. Zivillreligiöse Feste in der Gemeindepraxis, Leipzig 2006.

14 Fremde Heimat Kirche. Die dritte EKD-Erhebung über Kirchenmitgliedschaft (KMU III), Gütersloh 1997; Fremde Heimat Kirche - Erkundungsgänge, hrsg. v. J. Matthes, Gütersloh 2000; Kirche in der Vielfalt der Lebensbezüge. Die vierte EKD-Erhebung über Kirchenmitgliedschaft (KMU IV), Gütersloh 2006.

nannte „treue Kirchenferne“. Sie sind nicht die Minderheit, sondern die volkshirchliche Mitte. 42% der Mitglieder¹⁵ sind und wollen Mitglieder bleiben, weil sie das situative Angebot der Kirche für lebensrelevant halten.

Wie jede erfreuliche Tendenz hat auch diese ihre Kehrseite. Zwar erklärt die Teilnahme an Kirche bei Gelegenheit, warum viele Mitglieder in der Kirche blieben, obwohl die von der Kirche öffentlich vertretenen Überzeugungen und Wissensbestände an Plausibilität verlieren. Es gibt offensichtlich eine individuelle Aneignung der christlichen Religion, die das objektive Glaubenswissen in die Regie der eigenen Selbstdeutung nimmt und nicht danach fragt, was man in der Kirche glaubt, sondern ob an diesem Glauben etwas für mein Leben relevant ist. Aber damit wird zugleich das Problem deutlich. Der christliche Glaube verliert nicht nur quantitativ.¹⁶ Die Zahl der Mitglieder, aber auch ihre Besuchsfrequenz, nimmt ab. Man wird eben nur einmal im Leben getauft und in der Regel nur einmal verheiratet.

Die Kirche verliert auch qualitativ an Intensität, wenn ihre objektiven Gehalte zurücktreten zugunsten subjektiver Evidenz. Die Übereinstimmung in zentralen Glaubensaussagen erodiert und die Teilnahme bei Gelegenheiten löst den regelmäßigen Kirchgang ab. Wie kommt es aber dann zu einer relativ stabilen Bindung der Mitglieder an ihre Kirche? Warum sind die treuen Kirchenfernen ihrer Kirche gegenüber so treu? Eine wichtige Rolle, so meine These, spielt dabei das Kirchengebäude.

3. Raum und Religion

Nicht nur die Soziologie, auch die Theologie hat ihre eigene Geschichte mit Raumwahrnehmung oder Raumvergessenheit. Die Alternative formiert sich bereits im Alten Testament. In der Tempeltradition ist der Raum das Gefäß für die Gegenwart Gottes und verdient daher die größte Aufmerksamkeit, während in der Synagoge die Anwesenheit Gottes in der religiösen Kommunikation gefeiert wird und der Raum nur der Versammlung der Gemeinde dient. Heiligkeit des Ortes oder die Heiligkeit der Kommunikation, Tempel oder Synagoge? Diese Alternative bestimmt auch den Gegensatz im Raumverständnis der christlichen Konfessionen. Während der Protestantismus die Fragen der religiösen Raumbedeutung, leider auch die der Raumgestaltung, mit Zurückhaltung behandelt und den Kirchenraum zu den äußerlichen Dingen zählt,¹⁷ wird dem Katholizismus ein offensiveres Verhältnis zur religiösen Qualität des Raumes nachgesagt. Beide Positionen sind Varianten eines prinzipiellen Problems, das sie in

15 KMU IV, S. 65.

16 Vgl. D. Pollack, Individualisierung oder Säkularisierung. Zur neueren religionssoziologischen Diskussion von Religion und Moderne (www.religio.de/dialog), S. 2.

17 Vgl. CA VII und F. Schleiermacher, Kurze Darstellung, 1830/1910, (§ 289) 111: „die Umgrenzung des Raumes ist nur eine äußere Bedingung, mithin Nebensache, nicht ein Teil des Kultus selbst“.

ihren Unterschieden verbindet. Das Christentum, so der Soziologe Richard Sennett,¹⁸ vertrete eine grundsätzliche Überwindung der Zeit, aber diese „pilgrimage through time“¹⁹ bleibe an den Raum „allegiance to a place.“²⁰ gebunden. An dieser Einschätzung dürfte soviel richtig sein, dass die religiöse Relevanz des Raumes eine unauflösbare Spannung impliziert. Der eine Basissatz einer christlichen Raumtheorie ist die Menschwerdung des Logos (Joh. 1,14): Gott geht ein in Raum und Zeit. Der andere Basissatz ist sein Sinnüberschuss: Gott geht weder im Raum noch in der Zeit auf, finitum non capax infinitum (Calvin).

Die Wiederentdeckung der religiösen Relevanz des Raumes geht nun allerdings nicht von solchen kategorialen Fragen²¹ aus, jedenfalls nicht in erster Linie, sondern von der gelebten Religionspraxis. Es sind die Bedürfnisse der Menschen nach heiligen Räumen, nach der besonderen Atmosphäre einer Kirche, nach Halt und Orientierung, die die Frage nach der religiösen Relevanz des Raumes neu aufwirft. Es sind die Besucherzahlen in Autobahnkirchen, die Touristenströme in großen Citykirchen, die Gruppen, die von der boomenden Kirchenraumpädagogik in den religiösen Raum eingeführt werden, die Flaneure, die geöffnete Kirchen als Rückzugsraum entdecken, und es sind Hinweise in den qualitativen Interviews der Untersuchungen zur Kirchenmitgliedschaft, wie wichtig das Kirchengebäude für die Kontinuität der religiösen Lebensbegleitung ist.

So verschieden die inhaltliche Bezugnahme auf den Kirchenraum in den genannten Fällen auch sein mag, eine gemeinsame Schnittmenge scheint mir das Bedürfnis nach Kommunikation, nach einer Selbstverständigung über das eigene Leben im Horizont der Transzendenz, zu sein. Mein methodischer Vorschlag lautet daher von der religiösen Kommunikation auszugehen und den Kirchenraum nicht als eine räumliche Tatsache (was er unter anderem auch ist) mit Wirkung auf die religiöse Kommunikation zu nehmen, sondern als eine Tatsache religiöser Kommunikation, die sich räumlich artikuliert. Für dieses Vorgehen spricht nicht nur die evangelische Traditionslinie, die von Luther über Schleiermacher bis Barth die religiöse Kommunikation, das Wort im weitesten Sinne, als Ort der Gottesbegegnung auszeichnet. Für diesen Vorschlag spricht auch, dass die religiöse Kommunikation in der Regel eine Face-to-Face-Kommunikation unter Anwesenden darstellt.²² Und im Fall der Kommunikation unter leibhaft Anwesenden reflektieren „die Strukturen der Kommunikation unmittelbar räumliche Differenzierungen“.²³

18 R. Sennett, *Flesh and Stone. The Body and the City in Western Civilization*, London 1994, S. 124-148.

19 Ebda., S. 130.

20 Ebda., S. 146.

21 Vgl. E. Joß, *Raum. Eine theologische Interpretation*, Gütersloh 2005.

22 Vgl. W. Gräß, *Sinn fürs Unendliche. Religion in der Mediengesellschaft*, Gütersloh 2002, S. 148: „Für die Kirche bleibt die Interaktion unter leibhaft Anwesenden charakteristisch.“

23 E. Esposito, *Virtualisierung und Divination. Formen der Räumlichkeit der Kommunikation*, in: R. Maresch / N. Werber (Hrsg.), *Raum-Wissen-Macht*, Frankfurt 2002, S. 33-48, 35.

4. Kirche im Quartier

Die religiöse Relevanz eines Kirchenraumes hängt von der religiösen Interaktion ab, die in ihm geschieht. Das ist die methodische These, mit der ich im Folgenden die Kasualien in Beziehung zum Kirchenraum und zum Quartier betrachte, also die für die Mehrheit der Kirchenmitglieder besonders wichtige religiöse Interaktion an den Schnittstellen ihrer Biographie.

Im Zentrum der Kasualien steht, gleichsam als ihr Text, eine symbolische Handlung: der Segen. Symbolisch ist die Handlung, weil sie nicht nur mit Händen die Zuwendung Gottes darstellt, sondern auch weiß, was sie tut, also diese Handlung zugleich deutet. Segenshandlungen sind folglich an die Interaktionen leibhaft anwesender Personen gebunden und daher immer auch räumlich verfasst. Segen stiftet einen Segensraum,²⁴ eine bestimmte räumliche Konstellation, die in der Segenshandlung religiös bedeutungsvoll wird. Die Frage ist nur welche? Man kommt einen Schritt weiter, wenn man die Kasualien ritualtheoretisch²⁵ entfaltet. Es sind Schwellenrituale, so genannte „rites de passage“, die den riskanten Übergang von einer Rolle zu einer anderen Rolle in einer Schwellensituation wie Geburt, Aufnahme in die Erwachsenenwelt, Heirat, Tod etc. absichern und zwar im Blick auf eine Gemeinschaft, die diesen Wechsel anerkennt. Solchen Schwellenritualen liegt nach Arnold von Gennepe²⁶ ein dreigliedriges Schema zugrunde. Eine Trennungsphase (a.), wo sich die Initianden aus dem bisherigen Rollenskript, dem vertrauten sozialen und religiösen Status, herauslösen. Eine Schwellenphase (b.), wo der Initiand sich öffnet für die Übernahme eines neuen Selbstverständnisses mit Hilfe eines Begleiters, der ihn segnet. Und schließlich die Wiedereingliederungsphase (c.), wo der Initiand seinen neuen sozialen und religiösen Status in die soziale Gruppe reintegriert und zur Anerkennung bringt.

Passage, Übergang, Schwelle sind Metaphern, die nicht zufällig einen „rite de passage“ mit räumlichen Vorstellungen verbinden. Sie zeigen, dass Kasualien sich räumlich artikulieren müssen, beziehungsweise bestimmte räumliche Situationen religiös relevant erschließen. Bedeutungsvoll wird in den Kasualien zunächst der öffentliche Raum, in dem die Kirche steht, die öffentlichen Wege zur Kirche, der Vorplatz, das Portal, das die Schwelle bewusst macht und den Übergang und die Trennung vom Alltag inszeniert. Dann die Tür, die den alltäglichen Handlungsdruck abblendet, vom effektiven Handeln distanziert und zugleich öffnet und einlädt in den Ausnahmezustand der religiösen Feier. Religiös relevant wird nicht nur der Weg von Außen nach Innen, sondern die Wege in der Kirche. Relevant sind der Altar und dessen Raum, denn dieser ist das Zentrum der Transformation und Verwandlung, Wendepunkt und Ort der

24 Vgl. U. Wagner-Rau, Segensraum. Kasualpraxis in der modernen Gesellschaft, Stuttgart 2000.

25 Vgl. dazu K.-H. Bieritz, Liturgik, Berlin 2004, S. 642-694.

26 Vgl. A. von Gennepe, Übergangsriten, Frankfurt 1989 (1909) und V. Turner, Das Ritual. Struktur und Anti-Struktur, Frankfurt 2000.

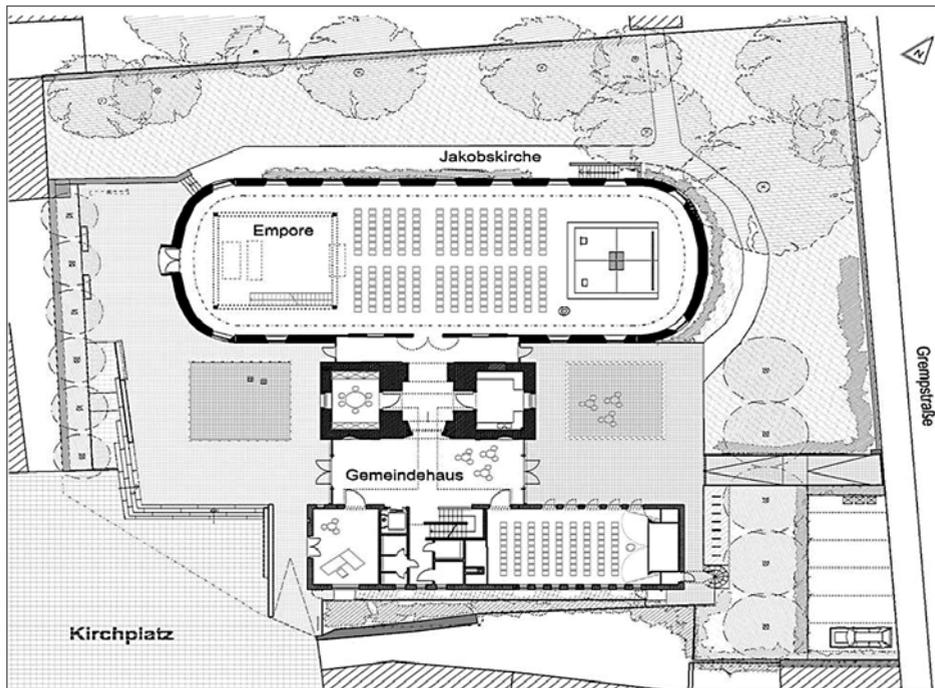


Abb. 1: Grundriss St. Jakobskirche Frankfurt-Bockenheim (Gottstein-Architekten BDA).

Erneuerung, wo im Horizont Gottes die Einzelnen in der Gemeinschaft an das erinnert werden, was diese jenseits aller sozialen Unterschiede verbindet: die freie Anerkennung vor Gott. Der Altarraum ist aber nicht nur Bühne, wo drei Relationen inszeniert und räumlich artikuliert werden, ein Mensch steht dort vor Gott, der Gemeinde und sich selbst (*coram deo, coram mundo, coram se ipso*). Am Altar werden Hin- und Rückweg verknüpft. Phänomenologisch sind es höchst unterschiedliche Wege zum Ehesegen oder unter den Ehesegen, die nur in einem physikalischen Raumverständnis derselbe Weg sind.²⁷ Der Weg zum Segen ist ein Abschied von einer vergangenen Lebensform, der Weg unter dem Segen ein Aufbruch in eine neue – **aus der Kirche heraus** in die Gesellschaft, wo sich die neu gewonnene Identität am Ort sozialer Anerkennung bewähren muss. Weg, Schwelle, Altar sind drei räumliche Artikulationen des öffentlich zugänglichen Segensraumes, die bei Gottesdiensten an biographischen Übergängen religiös relevant werden. Das wird dann bewusst, wenn sich die räumliche Anlage einer Kirche ändert.

27 Vgl. B. Waldenfels, *Das leibliche Selbst*, Frankfurt 2000, S. 176.



Abb. 2:
St. Jakobskirche Frankfurt-Bockenheim.
 Turm mit Foyer und Gemeindehaus
 (Foto: Gottstein-Architekten BDA;
 Madjid Asghari).

5. Beispiel: St. Jakobskirche Frankfurt -Bockenheim

Von 2003 bis 2005 wurde die St. Jakobskirche in Frankfurt-Bockenheim vom Architekturbüro Gottstein, Nieper und Partner, Darmstadt umgebaut. Vorausgegangen war die Fusion zweier Stadtteilgemeinden und die Entscheidung, die St. Jakobskirche zum neuen Zentrum der fusionierten Gemeinde zu machen. Durch den Verkauf von Gebäuden, die durch die Fusion nicht mehr gebraucht wurden, konnte der Neubau eines Gemeindehauses an die St. Jakobskirche finanziert werden. Der erste Bauabschnitt war der Anbau eines Foyers und Gemeindehauses an den Turm der Kirche (vgl. Abb. 2). Im zweiten Abschnitt wurde die 1954-57 wieder aufgebaute Kirche mit Glasfenstern von Charles Crodel innen renoviert. Blickt man auf den Grundriss der neuen Anlage (vgl. Abb. 1) fällt auf, wie gravierend sich die Situation der Kirche im Quartier geändert hat. Neu sind die Eingänge von beiden Seiten des Foyers, die auf der einen Seite zum Pfarrbüro und den Gemeinderäumen auf der anderen Seite durch den Turm zur Kirche führen. Dieses Foyer hat sich zum neuen Zentrum der Gemeinde entwickelt. Der Gang in die Kirche führt jetzt über dieses Foyer als eine Art Zwischenraum und Schleuse, die den Übergang, die Schwelle, vom Alltag zur Feier entdramatisiert. Man begegnet sich



Abb. 3: Foyer St. Jakobskirche Frankfurt-Bockenheim
(Foto: Gottstein-Architekten BDA; *Madjid Asghari*).

am Sonntag im Foyer, man kennt sich, unterhält sich und geht dann gemeinsam in die Kirche. Der ursprüngliche Haupteingang direkt an der ovalen Rundung des Kirchengebäudes und der Vorplatz werden nicht mehr benutzt und haben ihre Relevanz an das Foyer abgetreten. Die Konsequenz: Die Öffentlichkeit der Transzendenz wird an bestimmte Milieus und ihre Geselligkeit gebunden. Es genügt nicht mehr, die Ordnung der religiösen Interaktion zu kennen, um an ihr teilzunehmen, man muss auch einer bestimmten sozialen Gruppe angehören.

5. Kirche als öffentliche Zeichen der Transzendenz

Christen bei Gelegenheit sind bemerkenswert konservativ. Sie kommen selten in die Kirche, aber wenn sie kommen, erwarten sie die Kirche, die sie kennen. Rita zum Beispiel, die seit Jahren in Distanz zur Kirche in Berlin lebt, aber dann in ihr Heimatdorf zurückkehrt, um dort, in der Kirche, in der sie getauft wurde, ihr Kind taufen zu lassen: „Und wir haben uns [...] dann entschlossen, das Kind taufen zu lassen, und zwar haben wir das Kind in meinem Heimatort, in meiner Kirche, wo ich praktisch getauft wurde, aufgewachsen bin, wo ich eigentlich meine Beziehung zur Religion und meine Wurzeln habe, in *der* Kirche haben wir sie taufen lassen.“²⁸

²⁸ Fremde Heimat Kirche. Die 3. EKD-Erhebung über Kirchenmitgliedschaft, hrsg. v. K. Engelhardt / H. v. Loewenich / P. Steinacker, Gütersloh 1977, S. 77.

Was hat das zu bedeuten? Es gibt gerade in der hoch individualisierten Form evangelischer Kasualfrömmigkeit eine diskrete kirchliche Institutionalisierung.²⁹ Da Institutionalisierung mit Kontinuität und diese mit Wiederholbarkeit zu tun hat, scheint der geeignete Kandidat für die diskrete kirchliche Institutionalisierung einer Biographie das invariante Ritual, die Liturgie und ihre unverrückbare Ordnung des Gottesdienstes, zu sein. Daran ist in der Tat so viel richtig, dass Rituale konventionell sind. Aber damit sie es bleiben, müssen sie kontinuierlich verändert und fortgeschrieben werden. Die Interaktionsordnung muss sich ändern, um dieselbe in einer fortschreitenden Gegenwart zu bleiben. Das trifft im Prinzip auch auf das Kirchengebäude zu, nur ist die Veränderung in der Regel unmerklich, weil wesentlich langsamer. Das Ritual ändert sich schneller als das Gebäude, das es räumlich erschließt. Oder was würde wohl Rita sagen, wenn der Pfarrer ihrer Heimatgemeinde anbietet zwar ihr Kind im selben Ritus zu taufen, in dem auch sie getauft wurde, aber in der Kirche des Nachbarortes, weil die in ihrem Heimatort verkauft wird?

Meine These lautet folglich, dass das Kirchengebäude als öffentliches Zeichen für die Standortgebundenheit der christlichen Religion steht. Nicht die Invarianz des Rituals, sondern die Invarianz des Kirchengebäudes signalisiert, dass der Horizont des Unbedingten zuverlässig zur Verfügung steht, wenn auch nicht unbedingt. Denn die Kontingenzbewältigung durch die christliche Religion wird in einer religionspluralen Gesellschaft selber kontingent. Sie ist deshalb nicht weniger richtig, weil sie es nur in Kontexten ist. Aber sie kann in ihren Kontexten nur wahr sein, wenn sie eine konkrete Angabe über den Standpunkt macht, von dem aus das Quartier, die Stadt, die Welt im Horizont Gottes gesehen werden kann. Insofern steht Kirche für die merkwürdige Form einer nicht-beliebigen Orientierung in einem kontingenten Kontext, die den Beobachter notwendig mit einschließt.

Darin sehe ich die Attraktivität der Kirchengebäude für eine Stadt. Sie eröffnen den Menschen eine konkrete Beschreibung ihres Quartiers, indem sie sichtbar im öffentlichen Raum einen bestimmten Beobachterstandpunkt markieren. Von diesem Standpunkt aus kann man die Stadt im Horizont des Unbedingten sehen und das heißt: In Transformationen des urbanen Lebens, dem Auf- und Abbau des städtischen Raumes und seiner Lebensformen ist die Kirche ein verlässliches Ferment der Lebendigkeit.

29 Die These von J. Hermelink, *Praktische Theologie der Kirchenmitgliedschaft*, Göttingen 2000, lautet, dass auf die individuell geregelte Teilnahme an Kirche „fortdauernd, gleichsam hinterrücks die Institutionalität der Kirche einwirkt“; S. 264). Die Stabilität im Verhalten der treuen Kirchenfernen sei Resultat einer „kirchlichen Institutionalisierung des Lebenslaufes“; ebda.

“Ich möchte nicht in einer Welt ohne Kathedralen leben. Ich brauche ihre Schönheit und Erhabenheit. Ich brauche sie gegen die Gewöhnlichkeit der Welt. Ich will zu leuchtenden Kirchenfenstern hinaufsehen und mich blenden lassen von den unirdischen Farben. Ich brauche ihren Glanz. Ich brauche ihn gegen die schmutzige Einheitsfarbe der Uniformen. Ich will mich einhüllen lassen von der herben Kühle der Kirchen. Ich brauche ihr gebieterisches Schweigen. Ich brauche es gegen das geistlose Gebrüll des Kasernenhofs und das geistreiche Geschwätz der Mitläufer. Ich will den rauschenden Klang der Orgel hören, diese Überschwemmung von irdischen Tönen...”

aus: Pascal Mercier,
Nachtzug nach Lissabon,
Carl Hanser Verlag, TB 2006, S. 198

Die Bedeutung der Kirchengebäude für die Stadt

„Kirchen und kirchliche Kunstschatze sind über die kirchengemeindliche Nutzung hinaus einzigartige Kulturdenkmäler. Sie sind Ausdruck unserer gemeinsamen europäischen Vergangenheit, Zeugnis des Glaubens unserer Vorfahren und Dokumente unserer Orts-, Kirchen- und Kulturgeschichte. Dadurch sind sie sichtbar gewordenes Gedächtnis sowie Teil unserer Kulturlandschaft und ein lebendiges Stück Heimat.“¹

Welche Funktion hat der Bau einer Kirche in der Geschichte? Die gebaute Kirche wird als Ort oder Schauplatz der Verehrung verstanden, als Versammlungsort der Gemeinschaft der Gläubigen, in der Ausgestaltung auch als Abbild der geistigen Kirche.² So gesehen ist sie Mittelpunkt für die Gesellschaft, zumindest für den Teil einer Gesellschaft, der sich mit der Funktion des Gebäudes identifiziert, doch nicht nur dieses Teils der Gesellschaft. Diese Sichtweise würde zu kurz greifen.

Was bedeutet es daher, wenn mit 12.000 Kirchenschließungen, die Umbau oder Abbruch nach sich ziehen, gerechnet wird?³ Als Mittelpunkt oder auch Identifikationspunkt einer Gesellschaft hat die gebaute Kirche im Stadtgefüge einen zentralen Wert nicht nur für den Platz, an dem sie gebaut wurde; sie ist damit nicht nur geistiges Symbol, sondern auch ein politisches Symbol. In Hamburg wird nun ein Maßnahmenkatalog in Abstimmung zwischen Senat und Kirchen entwickelt, der auch der städtebaulichen Bedeutung von Kirchen Rechnung tragen soll. Die Vermarktbarkeit von Freiflächen bei Kirchen ist dabei ebenso ein Thema wie die Entwicklung von Nutzungskonzepten.⁴

1. Bautradition

Zu Beginn der Entwicklung des Christentums gab es so gut wie keine Bauten, die für den Gottesdienst errichtet wurden. Gottesdienste wurden an unterschiedlichen Orten,

1 **Dresdner Appell zur Bewahrung kirchlicher Baudenkmäler**, Dresden, 05.04.1995, abgedruckt in: Denkmalschutz, Texte zum Denkmalschutz und zur Denkmalpflege, Bd. 52 der Schriftenreihe des Deutschen Nationalkomitees für Denkmalschutz, Bonn 1996, S. 266.

2 *LCI*, Allgemeine Ikonographie 2, Sp. 515.

3 *H. Herrmanns / Chr. Schönwetter*, Das Große Kirchensterben, in: *Metamorphose. Bauen im Bestand*, Leinfelden-Echterdingen 05/07 Sing Halleluja?, S. 16.

4 **Baunetz Online-Dienst**, 09.01.2008.

an denen sich Gläubige trafen, durchgeführt. Erst mit der Festigung des Christentums in konstantinischer Zeit begann der Bau von Kirchen, wie sie heute verstanden werden. Mit der Übernahme des Typs der Basilika wurde gleichzeitig auch ein Herrschaftstyp der römischen Architektur übernommen und damit deutlich sichtbar ein gewisser Repräsentationsanspruch und auch Machtanspruch dokumentiert.⁵ Spätestens jetzt war der Kirchenbau auch ein politisches Zeichen im Stadtgefüge.

Mit der Entwicklung weiterer Kirchenbautypen änderte sich dieser Anspruch nicht; so bedeutet zum Beispiel die Ausbildung oktogonaler Grundrissformen auf Grund der Symbolik der Zahl „Acht“ den Anspruch, ein vollkommenes Abbild des Universums darzustellen.⁶ Damit ist nicht nur die geistige Kirche, deren Bedeutung sich in den letzten Jahrzehnten für die Gesellschaft zunehmend relativiert, ein wichtiger gesellschaftlicher Aspekt, sondern auch ihr Abbild, das Kirchengebäude. Das zunehmend beklagte und zu beklagende Auseinanderfallen von Form und Inhalt stellt die Gesellschaft – und damit ist nicht nur die kirchlich orientierte Gemeinschaft gemeint, sondern die gesamte Gesellschaft – vor erhebliche Probleme.

Bauliche und soziale Umgebung sind nie voneinander zu trennen.⁷ Insofern ist auch die gebaute Kirche für jeden Bürger einer Stadt ein Bezugspunkt, mit dem er sich auseinandersetzen muss, ob er sich mit den dort vermittelten Inhalten identifiziert oder nicht. Durch die meist deutliche Zeichenhaftigkeit des Kirchengebäudes ist es bewusst oder unbewusst Gegenstand der täglichen Wahrnehmung und damit permanent präsent. Sein Verschwinden würde unweigerlich als Verlust wahrgenommen werden. Das Kirchengebäude in seiner repräsentativen Gestaltung ist Teil der unbewusst kollektiven Erinnerung der Bewohner einer Stadt, eines Orts. Es ist Teil der Stadtlandschaft, die ohne es als unvollständig empfunden werden würde. Insofern haben es Kirchen, die nicht der traditionellen Ikonographie verbunden sind, schwer zu überdauern. Die Architektur-Dialektik, dass das Äußere das Innere und das Innere das Äußere widerspiegelt, lösen die vielfach als „Kisten“ aufgefassten Kirchenbauten der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg nicht ein, sie sind mit anderen Bautypen verwechselbar geworden.⁸ Derartige Bauten haben das städtebauliche Alleinstellungsmerkmal, das Kirchen in der Bautradition auszeichnete, nicht berücksichtigt. Als moderne Ableitungen tradierter Kirchenbauformen, stehen sie nicht gerade im Zentrum eines Ortes, sondern am Rande neuer Siedlungsgebiete und finden nicht die Akzeptanz jener Kirchenbauten, die durch die Macht jahrhundertelanger Tradition anerkannt sind. Sie haben angesichts der zurückgehenden Zahlen von Kirchenangehörigen und der da-

5 LCI (s. A 2), Sp. 516.

6 Ebda., Sp. 516-517.

7 H.P. Bahrdt, *Umwelterfahrung. Soziologische Betrachtungen über den Beitrag des Subjekts zur Konstitution von Umwelt*, München 1974, S. 24.

8 G. Pfeifer, *Glauben 2.0, Belichtungen einer immerwährenden Frage*, in: *Der Architekt 1*, Berlin 2007, S. 23 f.

mit verbundenen Reduktion von Kirchenbauten auch kaum die Chance, sich als etwas Besonderes einzuprägen.

Sakralbauten sind Teil dessen, was Fulbert Steffensky als Gedächtnislandschaft bezeichnet hat.⁹ Diese Teile bleiben selbst dann im Bewusstsein der Menschen, wenn die Bedeutung für die geistige Kirche von einem Großteil der Bevölkerung nicht mehr nachvollzogen wird.

Haben Kirchen städtebauliche Funktionen von Anfang an gehabt? Diese Frage wird man mindestens für das Mittelalter verneinen müssen. Den Bewohnern mittelalterlicher Städte war die Vorstellung fremd, dass eine Kirche wegen ihrer herausragenden Bedeutung durch gezielte stadträumliche Wirkungen hervorgehoben werden müsse. Diese These wird dadurch gestützt, dass einer Kirche und dem sie umgebenden Heiligen Bezirk vielfach die Rückseite von Bürgerhäusern mit Ställen, Abortlauben und Misthaufen zugekehrt war.¹⁰ Ladenlokale waren vielfach an Kirchen angebaut, wenn die Kirche nicht um einen abgegrenzten Bezirk verfügte. In Nord- und Mitteldeutschland findet sich jedoch meist eine enge räumliche Beziehung zwischen Kirchenbereich und Marktplatz.¹¹

Die dem Kirchenbau innewohnende Symbolkraft, das Bild der Gottesburg im romanischen Frühmittelalter, das Aufstreben der Türme und der steil aufragenden Bauglieder in der hochmittelalterlichen Gotik sind es, welche die dominante Position der Kirche im Stadtganzen optisch ausdrücken. Die besondere symbolische Bedeutung der Kirchenbauten wird deutlich, wenn vor anderen, praktischen Gesichtspunkten oder ästhetischen Überlegungen, die Ost-West-Stellung der Kirchen sehr häufig auch dann eingehalten wird, wenn andere Bedingungen, wie etwa die Orientierung des Straßensystems aus geographischen oder topographischen Voraussetzungen heraus, ein Abweichen von diesem Grundsatz nahe legen würden. Aber nicht etwa nur die Sakralbauten, die Kirchen und Klöster, werden auf Grund ihrer Symbolik verstanden. Auch die Stadtbefestigungen zum Beispiel, die Mauern und Türme – bei vordergründiger Betrachtung doch reine Zweckbauten –, sind tief in symbolische Beziehungen verflochten. Wie die Türme der Kirche spielt auch die Stadtmauer eine wichtige Rolle in der symbolischen mittelalterlichen Kunst. Die Stadtmauer trennt die geordnete Welt im Inneren von der ungeordneten Welt außerhalb; sie ist somit im Verständnis der Bürger ein Zeichen des Guten. Die Stadtmauer ist mit ihren Türmen somit ein Symbol. Sie ist als Ganzes in diesem Sinne symbolträchtig, sie ist es auch in ihren einzelnen Bestandteilen. So bezieht sich die Anzahl der Tore und Türme oft auf die Zahl der Apostel und der Jünger Jesu. Diese Berufung der Verteidigungssysteme auf die christliche Zahlenmystik soll die Sicherheit der Stadt untermauern. Die Bürger, die innerhalb dieses ge-

9 F. Steffensky, *Blick der Güte, Sphären des Heiligen unter den Bedingungen der entzauberten Welt*, in: *Der Architekt* 1, Berlin 2007, S. 32.

10 J. Pahl, *Die Stadt im Aufbruch der perspektivischen Welt*, Berlin 1963, S. 44 ff.

11 C. Meckseper, *Kleine Kunstgeschichte der deutschen Stadt im Mittelalter*, Darmstadt 1982, S. 219.



Abb. 1: In Duderstadt bildet die Kirche Abschluss und Höhepunkt des zentralen Platzes.
(Foto: J. Heimeshoff).

schützten Bereiches lebten, hatten eine, auch rechtlich herausgehobene Stellung gegenüber denjenigen, die vor den Mauern der Stadt lebten.¹² Mittelalterliche Stadtgestalt ist also vor allem unter symbolischen, erst sekundär nach ästhetischen Prinzipien zu verstehen. Zeitgenossen war die Stadt weniger auf Grund ihrer konkreten Ausgestaltung bewusst, sondern als ein durch die Symbolik der Bauten geschützter Bereich. Stadtgestalt wurde nicht als ästhetische Komposition verstanden, sie wurde vielmehr als Ebenbild der augustinischen „Civitas Dei“ auf Erden aufgefasst, dargetan in dem Beziehungsnetz der Heiligen und ihrer Titelkirchen, der Pilgerwege und der Reliquien.¹³ Die Kirche mit ihrem Turm oder ihren Türmen im Zentrum der Stadt, oftmals auch am höchsten Punkt, ist somit im Zusammenspiel mit der Stadtmauer ein Zeichen gegenüber der ungeordneten Welt außerhalb der Stadt.

Innerhalb der Stadt hatte die Kirche vielseitige Funktionen. Neben der religiösen Funktion war sie Zentrum von Nachbarschaften und dem täglichen Leben. Dies ist

¹² J. Pahl (s. A 10).

¹³ Ebda.

ein Aspekt, warum es in Städten oft viele Kirchen gibt, obwohl z.B. eine zentrale Kathedrale groß genug gewesen wäre, die ganze Bürgerschaft aufnehmen zu können. Die Kirche in einem Stadtteil war für die Bürger in ihrem Einzugsbereich ein Stück ihrer Geschichte, ein Zentrum ihrer Traditionen. Waren in der Kirche auch wichtige Reliquien aufbewahrt und wurde sie damit zum Zentrum von Wallfahrten, bekam die Kirche über den religiösen Aspekt hinaus auch eine erhebliche ökonomische Bedeutung. Die Wallfahrer trugen wesentlich zum Wohlstand der Städte bei, indem Handel, Gaststätten- und Beherbergungswesen davon profitierten. Bedenkt man die Übersetzung des Begriffs „ecclesia“, Versammlung freier Bürger, so wird die ehemals als selbstverständlich aufgefasste Verbindung zwischen Stadt und Kirche evident.¹⁴ Bürger und Bürgerinnen sind Bewohner der Stadt, deren Zeichen neben den Türmen der Befestigung, diejenigen der Kirchen sind. Stadt und Kirche bildeten über lange Zeit hinweg eine städtebauliche und ökonomische Einheit. Die Stadt ermöglichte innerhalb ihrer Mauern ein geordnetes christliches Leben, und die Kirche trug zur wirtschaftlichen Kraft der Stadt bei.

Kirchen waren vielfach auch die Fortsetzung des öffentlichen Raumes, wie es an vielen Gemälden von Kircheninnenräumen erkennbar wird. Der Kirchenraum war ein Treffpunkt nicht nur zur Andacht. Hierin könnte auch ein Anknüpfungspunkt für den Umgang mit Kirchen liegen, die einer neuen Nutzung zugeführt werden müssen, denn erst im 19. Jahrhundert wurde die Kirche ausschließlich zu Gottesdienstzwecken genutzt.¹⁵

In der Renaissance und im Barock ergaben sich deutliche Verschiebungen hin zur Inszenierung von Kirchen im Stadtraum. Vor allem im 19. Jahrhundert mit der Freistellung prominenter Kirchen wurden auch Kirchenbauten, die mit der Bevölkerungsexplosion einhergingen, auf städtebauliche Absichten hin entworfen und positioniert.

Kirchen sind in der Regel Landmarken, und sei es nur für einen Stadtteil; sie sind von überall her zu sehen und geben Signale in die Straßenräume. Sie sind nicht nur Fixpunkte für Gläubige, sondern Orientierungspunkte in der gebauten Umwelt. Das heißt aber auch: Kirchen brauchen Abstand von anderen hohen Bauten. Ein Hochhaus neben einer Kirche würde zur gegenseitigen Relativierung führen.

Bezeichnend ist, dass der Verlust von Turmhelmen, wie er durch Kriegszerstörungen entstand, heute vielfach als ein Verlust für das Stadtbild empfunden wird, obwohl inzwischen höhere Bauten das Stadtbild prägen. So tritt die Kirche St. Antonius am Fürstenplatz in Düsseldorf heute in ihrer stadträumlichen Wirkung, zum Teil verdeckt durch hohe Baumkronen, kaum in Erscheinung. Ihr heute verlorener Turm bildete bis zum Zweiten Weltkrieg jedoch den Blickfang am Ende einer langen Achse

14 *Presseverband der Evangelischen Kirche im Rheinland* (Hrsg.), *Kirche Kompakt*, Düsseldorf 2000, S. 188.

15 *Beständiger Wandel. Die Umnutzung sakraler Bauten hat eine lange Tradition*, in: *Metamorphose* (s. A 3), S. 23.

im weitgehend orthogonalen Straßensystem der Friedrichstadt. Jüngst wird der verlorene Helm der Herz-Jesu Kirche in Düsseldorf-Derendorf durch eine Lichtinstallation angedeutet.

2. Der Begriff „städtebauliche Bedeutung“ bedarf einer Interpretation.

Wichtige Aspekte der Stadt sind die Entstehungsbedingungen und die räumlichen Eigenarten. Die Gestalt der Stadt wird bestimmt durch politische, soziale, wirtschaftliche und technische Bedingungen der jeweiligen Zeit. Häufig werden dabei ältere Strukturen aus der Landschaft oder aus früheren Nutzungen beibehalten und dabei überformt. An alten Stadtgrundrissen lassen sich oftmals Informationen aus der Entstehungszeit der Stadt und ihrer markanten Veränderungen ablesen. Diese sind an Überformungen der Stadtanlage, an neuen Führungen von Straßen und Hausfronten erkennbar. Wandlungen am Stadtgrundriss lassen sich u.a. an Parzellenstrukturen ablesen. Stadtgrundrisse enthalten daher wertvolle Informationen zur Stadtgeschichte. Diese Informationen beziehen sich auch auf räumliche, technische und soziale Elemente der Stadtgeschichte, zusätzlich zu den literarischen und bildhaften Überlieferungen.

Der Stadtgrundriss ist so etwas wie der genetische Code der Stadt und zeigt an, nach welchem Muster die grundlegenden Bausteine der Stadt - die Bauten und Parzellen - angeordnet sind. Mit diesem Muster sind bereits bedeutsame Eigenschaften festgelegt: regelmäßige oder unregelmäßige Anordnungen, Form, Maßstab und Hierarchie der Straßen, die Gebäudeanordnung, das gleichförmige oder ungleichförmige Vorkommen von sich wiederholenden Baugestaltungen, die Verteilung und Form größerer Plätze und Freiflächen. Die Bedeutung der Kirche für das Umfeld wird auch in der Charta der Villa Vigoni hervorgehoben. Unter Punkt 11 wird dort auf die Bedeutung für das Ambiente, auf die gebaute Umgebung und die Freiräume Bezug genommen.¹⁶ Mittelbar wird die Bedeutung für die Stadt auch als Beurteilungskriterium für den Umgang mit gegebenenfalls aufzugebenden Kirchen als wichtig erachtet. Die evangelische Kirche im Rheinland schreibt: „Bei der Entscheidung über den Verkauf ist die öffentliche Wirkung und die historische Bedeutung des Gebäudes sowie die Identifikation der Bevölkerung mit dem Gebäude (Symbolwert) besonders zu berücksichtigen.“¹⁷ In diesem Zusammenhang muss sich auch die Denkmalpflege positionieren. Es kann nicht darum gehen, Bausubstanz nur um ihrer selbst willen zu erhalten, sondern vor allem auch darum, die geschichtlichen Botschaften für die Menschen von heute und der Zukunft zu sichern. In dieser grundlegenden Intention einer Wertebewahrung dürften Kirche und Staat wesentlich übereinstimmen.¹⁸ In die gleiche Richtung zielt eine Resolution des

16 Charta der Villa Vigoni – Zum Schutz der kirchlichen Kulturgüter, abgedruckt in: *G. Matzig*, Kirchen in Not, Bonn 1997, S. 96.

17 Vgl. www.ekir.de.

18 *U. Mainzer*, Kirchen in Not – Denkmalpfleger in Nöten?, in: *Denkmalpflege im Rheinland*, 24. Jg., Nr.



Abb. 2: Die Heilig Kreuz Kirche in Düsseldorf-Raht steht in einer sehr heterogen bebauten Umgebung an einer stark befahrenen Straße; Architekt: Josef Lehmbrock (Foto: Inst. für Denkmalschutz und Denkmalpflege, Landeshauptstadt Düsseldorf).

Rheinischen Vereins für Denkmalpflege und Landschaftsschutz aus dem Jahre 2005: „Sie sind Zeichen kirchlicher Präsenz in einer säkularen Umwelt. Kirchen sind Orte individueller und kollektiver Identität sowie Stätten von Kunst und Geschichte. Kirchen sind häufig stadtbildprägend und oft auch Baudenkmale. Aus diesem vielseitigen Zeugnischarakter erwächst eine gesellschaftliche Verantwortung für diese Bauwerke.“¹⁹ Ein wichtiges Signal in diese Richtung ist das Hamburger Beispiel (s.o.).

3. Kriterien für die städtebauliche Bedeutung

Festzustellen ist der Gestaltungswert, den ein Gebäude für das Erscheinungsbild eines historischen Ortes haben kann.

- ▷ Ein Gebäude kann das Ortsbild und/oder Landschaftsbild prägen, z.B. durch seine Monumentalität oder exponierte Lage.
- ▷ Ein Gebäude kann einen Symbolwert besitzen, der es zum Wahrzeichen werden lässt, mit dem ein Ort oder eine Region identifiziert werden.
- ▷ Ein Bauwerk kann ein wichtiger raumbildender oder milieuprägender Bestandteil

3, Pulheim 2007, S. 98.

19 Abgedruckt in: Rheinische Heimatpflege, 43. Jg., 1/2006, S. 63.

eines Straßenzuges, Platzes oder Ortsbildes sein.

- ▷ Städtebaulich bedeutsam kann ein Objekt auch dann sein, wenn es eine maßstab-bildende Funktion in der unmittelbaren Sichtbeziehung zu einem bedeutenden Baudenkmal hat.
- ▷ Das Objekt kann wesentlicher baulicher Rest einer historischen Städtebaukonzeption sein.

In der Regel begründen mehrere Bedeutungskriterien – zusammen mit dem Erhaltungsinteresse der Allgemeinheit – die Denkmaleigenschaft von Objekten. Dabei können die Grenzen zwischen den einzelnen Bedeutungskategorien fließend sein. Betrachtet man diese Kriterien, so wird unschwer deutlich, dass sie meist in Kombination auf Kirchen zutreffen.

4. Beispiele

Wie erwähnt, tritt der Kirchenbau vielfach in Verbindung mit Marktplätzen auf. Er steht dort in der Regel am Rand. Es gibt aber auch Situationen, in denen der Kirchenbau als Zentrum einer Platzanlage auftritt. So auf dem Kirchplatz in Düsseldorf, dessen Dominante die Kirche St. Peter ist. Ursprünglich von einem reinen Schmuckplatz umgeben, wurde der nördlich vorgelagerte Platzteil durch die jüngste Umgestaltung einerseits mit einer Grünanlage, andererseits mit flachen Verkaufspavillons zu einer Art Marktplatz.

Die Errichtung einer Kirche auf einem bestehenden Platz kann eine politische Aussage beinhalten. In Düsseldorf waren die evangelischen Kirchen über Jahrhunderte nur in relativ versteckten Lagen – entweder nur vom Blockinneren erschlossen oder nur im Blockinneren errichtet – zugelassen worden. Die evangelische Neanderkirche ist erst durch den Abbruch von kriegsbeschädigten Häusern vor der Turmfassade optisch an die Straße gerückt.

Mit der Errichtung der evangelischen Johanneskirche auf dem ehemaligen Königsplatz, dem jetzigen Martin-Luther-Platz, wurde erstmals eine repräsentative evangelische Kirche mit hohem Turm signifikant ins Stadtbild eingefügt. War sie ursprünglich das Zentrum eines Platzes, wurde sie durch die Umgestaltung der Stadt nach dem Zweiten Weltkrieg noch deutlicher zu einem stadtbildprägenden Bauwerk. Nord- und Ostseite des Platzes entfielen und wurden durch eine großzügige Verkehrsführung ersetzt, deren Kernstück die gestalterisch bedeutendste Hochstraße Deutschlands darstellt.

Die städtebauliche Bedeutung beider Kirchen ist durch ihre exponierte Lage ungeboren, obwohl sich die Umgebung gewandelt hat. Ist es bei der Johanneskirche die fast vollständige Umformung der räumlichen Situation im Umfeld, ist es bei der Kirche St. Peter, die nach wie vor von einem rechteckigen Platz umgeben ist, die Höhen-



Abb. 3:
Der Dom von Meissen
wirkt wie eine Stadtkrone
(Foto: J. Heimeshoff).

entwicklung der umgebenden Bebauung. Bestand die umgebende Bebauung ursprünglich im Wesentlichen aus viergeschossigen Bauten mit Satteldächern, sind es nun meist deutlich höhere Bauten aus der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg.

Vielfach bildeten Kirchen, die heute im Zentrum eines öffentlichen Platzes stehen, den Mittelpunkt eines Klosters oder Stifts. Die Lambertuskirche in Düsseldorf steht auf dem allseitig umbauten Stiftsplatz, einem Bereich, der 1396 zur Immunität erklärt wurde.²⁰ Nach den Zerstörungen des Zweiten Weltkrieges wurde beim Wiederaufbau darauf geachtet, bei der Neugestaltung durch Erhaltung der alten Häuser, Fassaden und deren Ergänzung den Charakter des Stiftsplatzes beizubehalten. Die Kirche St. Suitbertus steht in Kaiserswerth bezeichnenderweise auf dem Suitbertus-Stiftsplatz, dessen relativ niedrige, meist zweigeschossige Bebauung noch fast vollständig aus dem 18. Jahrhundert erhalten ist. Dieser Platz gilt mit Recht als einer der schönsten Kirchplätze am Niederrhein.

20 B. Henrichs (Hrsg.), Düsseldorf, Stadt und Kirche, Düsseldorf 1982.

Neben der Positionierung auf einem Platz wurden Kirchen vielfach auf dem höchsten Punkt in einem Stadtgrundriss errichtet. Sie wurden damit zu einem weithin sichtbaren Zeichen christlichen Glaubens und dem damit verbundenen Machtanspruch. Diese Kirchen bildeten damit eine Art Stadtkrone, wenn der Bauplatz nicht schon durch eine Burg belegt war. Als Beispiele für große Kirchen seien nur die Dome von Limburg und Meissen genannt. Aber auch viele kleinere Kirchen erfüllen diese Funktion, z.B. die evangelische Marktkirche in Essen-Kettwig hoch über der Ruhr oder die Kirchtürme von Warburg.

Kirchen sind aber nicht immer im Stadtbild auf Grund ihres Volumens und ihrer Türme präsent. Je nach zur Verfügung stehendem Bauplatz ordnen sie sich auch in Straßenräume oder auch in geschlossene Blockrandbebauungen ein. Die kleine evangelische Kirche in Düsseldorf-Urdenbach steht, nur von einem kleinen Freiraum umgeben, in der Zeile der alten Hauptdorfstraße und entfaltet mit ihrem kleinen Dachreiter auch keine Fernwirkung. Anders ist es bei der ebenfalls in eine Zeile eingebundene Kirche St. Agnes in Düsseldorf-Angermund, deren Turm in der Straße deutlich in den Vordergrund tritt.

5. Moderne Kirchen

Im 19. und frühen 20. Jahrhundert haben Kirchenbauten noch eine deutlich städtebauliche Bedeutung im Sinne eines Wahrzeichens für ihren Einzugsbereich und trotz der zunehmenden Signifikanz von Verwaltungs- und Wirtschaftsgebäude noch eine gewisse Leitbildfunktion im Stadtbild. Auch zwischen den Weltkriegen trug die Architektur der neuen Kirchen noch einen siedlungsbeherrschenden Charakter.²¹

Die Haltung im Kirchenbau nach dem Zweiten Weltkrieg knüpft hieran nur teilweise an. Konnten moderne Kirchen in der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg noch städtebauliche Dominanten bilden? Wollten sie es überhaupt? Diese Fragestellungen sind berechtigt, obwohl zwischen 1948 und 1958 wohl mehr Kirchen auf- oder umgebaut wurden als jemals zuvor in einem Jahrzehnt der Kirchenbaugeschichte Deutschlands.²² In diesem Zeitraum wurden mehr evangelische Kirchen gebaut als in dem Zeitraum zwischen Reformation und dem Jahr 1958.²³ Die Volumina der Kirchenbauten, die in früheren Jahrhunderten neben dem Turm im Stadtbild dominierten, wurden zunehmend von den Baukörpern der Verwaltungsgebäude in ihrer Wirkung verdrängt. Zuweilen wurde bei Neubauten ganz auf prägende Kirchtürme verzichtet. Paul Baumgarten liefert in der Beschreibung der Kirche am Lietzensee in Berlin folgende Begründung für den Verzicht auf einen Glockenturm: „Bei der großstädtischen Bebauung in

21 B. Kahle, *Deutsche Kirchenbaukunst des 20. Jahrhunderts*, Darmstadt 1990, S. 68.

22 Chr. Hackelsberger, *Die aufgeschobene Moderne. Ein Versuch zur Einordnung der Architektur der fünfziger Jahre*, München 1985, S.80.

23 J. Joedicke, *Kirchenbau in unserer Zeit*, in: *Bauen + Wohnen*, München 11/1958, S. 354.



Abb. 4: Die Evangelische Johanneskirche (Architekten Kyllmann und Hyden) bildet eine Dominante im Stadtzentrum Düsseldorfs trotz der völligen Umgestaltung der Umgebung nach dem Zweiten Weltkrieg (Foto: s. Abb. 2).

Berlin hat der Kirchturm nicht mehr seine ursprüngliche Bedeutung und kann auch als Baukörper nicht mit Hochhäusern konkurrieren.²⁴ Errichtet wurden vielfach niedrige Bauten, der Bebauung der Neubauviertel angepasst.²⁵ Schlanke Campanile, die in Deutschland nicht zum traditionellen Formenkanon des Kirchenbaus gehörten, versuchen oftmals ein Zeichen zu setzen. Sie sind heute vielfach nur eine Standortmarkierung und nicht mehr prägendes Element einer Stadtsilhouette.²⁶ In der Beschreibung der Michaelskirche in Darmstadt heißt es: „Der Turm als freistehender Glockenträ-

24 P. Baumgarten, Neubau einer evangelischen Kirche am Lietzensee in Berlin-Charlottenburg, in: *Baukunst und Werkform*, Heft 3, Nürnberg, März 1961, S. 129.

25 J. Joedicke formulierte 1958: „Unseren neuen Städten fehlt die Häuserballung mittelalterlicher Städte. Zwischen einzelstehenden Zeilenbauten inmitten von Grünzonen, zwischen locker gesetzten Hochhäusern ist kein Platz mehr für monumentale Kirchenbauten. Die Veränderung der städtebaulichen Situation ist Ausdruck der veränderten Beziehung der Kirche zur Gesellschaft“; vgl. J. Joedicke (s. A 23), S. 358.

26 B. Kahle (s. A 21), S. 195.

ger wirkt [...] wie ein ‚Anruf‘ gleichsam im Blickpunkt aller Straßen.“²⁷ Dies ist wohl das Mindestmaß, welches als Anspruch für einen Kirchturm formuliert werden kann. Die Symbolik, die dem Turm der Kirchen ursprünglich innewohnte,²⁸ wurde zugunsten der schlichten Funktion als Glockenträger zurückgedrängt. Der Turm wurde nicht mehr als Symbol der Macht, der Dominanz angesehen, welches er sowohl für die Kirche, als auch für die Burg und die Stadtmauer war. Es fehlt vielfach das selbstbewusste Auftreten auf einem Platz, in einem Ensemble. Folgt man den Überlegungen Hackelsbergers,²⁹ die von einer zunehmenden formalen Beliebigkeit des Kirchenbaus sprechen, so mag darin die Ursache dafür liegen, dass es gerade die Kirchenbauten aus der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg schwer haben, akzeptiert zu werden.

27 W. Neumann, Michaelskirche in Darmstadt, in: Baukunst und Werkform (s. A 24), S. 121.

28 Psalm 61(4): Denn Du bist meine Zuversicht, ein starker Turm vor meinen Feinden.

29 Chr. Hackelsberger (s. A 24), S. 88.

Von der Sehnsucht nach einem „Dom“

Perspektivplanungen von Stadt und Kirche am Beispiel Norderstedt¹

1. Einführung - Genese der Stadt Norderstedt

Norderstedt ist eine norddeutsche Stadt im Kreis Segeberg im Süden Schleswig-Holsteins, direkt an der Grenze zu Hamburg. Norderstedt ist die größte Stadt im Kreis Segeberg, faktisch Teil der Agglomeration Hamburgs und ebenso zugehörig der Metropolregion Hamburg. Anfang 2007 betrug die Einwohnerzahl Norderstedts 71.603 Personen.² Als derzeit fünftgrößte Stadt Schleswig-Holsteins wurde Norderstedt am 1. Januar 1970 durch den Zusammenschluss von vier Dörfern bzw. Ansiedlungen gegründet, die von ihrer Entstehung her ganz unterschiedliche Lebenswelten repräsentierten:

- Garstedt, ein Bauerndorf, das auf Grund besserer Bodenverhältnisse als das karge Heideland ringsum gute landwirtschaftliche Produkte produzierte und es darum auch zu einigem Wohlstand brachte.
- Harksheide (1374 erstmals als Ansiedlung von Einzelgehöften erwähnt), dessen Bewohner bei kargen Böden - teils von der Landwirtschaft, teils als Torfstecher ihr Leben fristeten, und das im Laufe seiner Geschichte nie einen richtigen Ortskern ausgebildet hat.
- Glashütte, das seinen Namen durch eine 1740 errichtete Glashütte erhielt, die allerdings nur bis 1774 Bestand hatte. Der Bereich Glashütte wurde 1919 von der Stadt Hamburg aufgekauft, um dort eine Justizvollzugsanstalt zu errichten. Im benachbarten Wittmoor wurde 1933 eine Außenstelle des KZ Neuengamme errichtet mit Zwangsarbeit der Gefangenen im Moor.
- Friedrichsgabe - nomen est omen, entstand 1821 durch Schenkungen des dänischen Königs und des Hamburger Industriellen und Mäzens Lawaetz an 20 arme Fami-

1 Grundlage für die folgende Darstellung ist eine Expertise „Kirche vor Ort“ der Arbeitsstelle Kirche und Stadt der Universität Hamburg, Fachbereich Ev. Theologie im Auftrag der ev.-luth. Kirchengemeinden in Norderstedt aus dem Jahr 2005. Sie wurde verfasst von Wolfgang Tuch, Annegret Reitz-Dinse und Wolfgang Grünberg und wurde von der Arbeitsstelle 2005 publiziert. Sie ist dort kostenfrei zu beziehen (Arbeitsstelle Kirche und Stadt, FB Theologie, Sedanstr.19, 20146 Hamburg).

2 Die Angabe der Einwohnerzahl schwankt auf dem offiziellen „Stadtportrait“. Sie wird einmal mit „über 74.000“ angegeben und dann mit der oben angegebenen Zahl (www.norderstedt.de).

lien, die sich im Torfmoor ein eigenes bescheidenes Auskommen erwirtschaften durften.

Diese vier unterschiedlich entwickelten, mehr oder weniger armen Dorfkerne waren die Anlaufstellen für die Flüchtlingswellen, die mit dem Ende des Zweiten Weltkriegs zumeist aus Ostpreußen und Oberschlesien hier anlandeten. Dadurch veränderte sich die Bevölkerungsstruktur massiv und die Siedlungen vergrößerten sich sprunghaft. Wegen des kargen Heidebodens stand dort, vor den Toren Hamburgs, auch reichlich Bauland zur Verfügung.

Erwähnenswert ist die Suche nach dem Namen dieser neuen Stadt. Zur Findung des Stadtnamens diskutierte man über „Holstein“ (in Schleswig-Holstein der Gegenpol zu Schleswig), „Süderstedt“ (weil im Süden Schleswig-Holsteins gelegen) und „Norderstedt“ (nördlich der Regionsmetropole Hamburg). „Norderstedt“ war bereits Projektbezeichnung für ein Zuzugs- und Wohnbaugebiet für Flüchtlinge aus Ostdeutschland, das von mehreren umliegenden Gemeinden getragen wurde und auf dem ehemaligen Truppenübungsplatz in Harksheide (Falkenberg) entstand. Im Januar 2005 erhielt die Stadt Norderstedt aufgrund der stetig wachsenden Bevölkerungszahlen und ihrer wirtschaftlichen Bedeutung für den Kreis Segeberg den Status einer großen kreisangehörigen Stadt. Im Jahre 2011 wird in Norderstedt die Landesgartenschau von Schleswig-Holstein stattfinden.

Ergänzt und vertieft sei diese „Vorstellung“ der jungen Stadt Norderstedt durch eine Graphik, die im Zusammenhang mit der Expertise „Kirche vor Ort“ erstellt wurde.³

Im Westen verläuft die A7 in Nord-Süd Richtung zwischen der Ausfahrt Hamburg Schnelsen und der Ausfahrt Quickborn im Norden. Die Autobahn begrenzt den westlichen Siedlungsraum Norderstedts fast wie eine Stadtmauer. Norderstedt selbst wird durch eine parallel zur Autobahn führende Nord-Süd Achse durchschnitten. Östlich dieser alten „Heerstraße“ liegen die ehemaligen Siedlungs- bzw. heutigen Stadtteilkerne Glashütte und Harksheide.

Westlich der Achse sieht man im Südwesten den alten Dorfkern Garstedt und im Norden den Kern von Friedrichsgabe. Zwischen den beiden älteren Siedlungskernen liegt Norderstedt-Mitte, heute zugleich Endstation einer U-Bahn, die ins Zentrum Hamburgs führt.

Norderstedt-Mitte wurde seit Ende der 1970er Jahre als zentraler, verbindender fünfter Stadtteil geplant und ausgebaut, so dass es sich hierbei mehr um die geographische und weniger um die historische Mitte der Stadt handelt. In Norderstedt-Mitte liegt mit dem Rathaus das administrative Zentrum der Stadt. Die wesentlichen Versorgungsfunktionen sind traditionell in Garstedt konzentriert, etwa durch das Herold-Center, ein großes Einkaufszentrum. Welche Besonderheiten aber hat nun die kirchliche Präsenz in Norderstedt?

3 Kirche vor Ort (s. A 1).

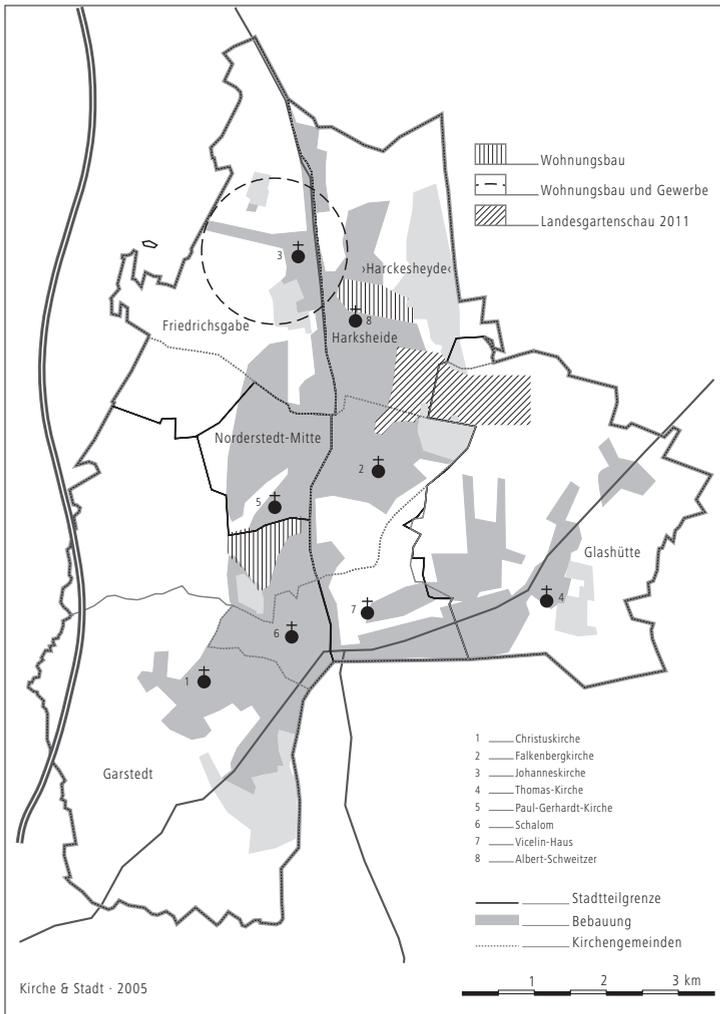


Abb. 1:
Gestaltungsraum
Norderstedt -
die kirchliche
Präsenz.⁴

Norderstedts acht evangelische „Stützpunkte“ verteilen sich auf die einzelnen Ortsteile. Zur Zeit der Bestandsaufnahme repräsentierten sie sieben eigenständige Gemeinden; seit Januar 2008 bestehen durch Fusion sechs Gemeinden. Die zwischen 1954

4 Auf in der Abb. 1 ebenfalls angegebenen nicht ev.-luth. religiösen Orte wird aus methodischen Gründen im Folgenden nicht eingegangen; ebenso auf die Entwicklung der expandierenden Moscheen. Die Entwicklung auf röm.-kath. Seite ist cum grano salis der der ev.-luth. Entwicklungstendenz anlog, d.h. bestimmte Standorte fusionieren, andere müssen über kurz oder lang auch aufgegeben werden. Da über diese Entwicklungen aber keine entsprechenden Einzeluntersuchungen vorliegen, werden sie hier nicht weiter verfolgt.

und 1974 errichteten Kirchen beziehungsweise Gemeindezentren in Norderstedt lassen sich drei Typen zuordnen:

Die Christus- (1), Johannes- (3) und Paul-Gerhard-Kirche (5) verkörpern, in der Formensprache der Nachkriegsmoderne, das traditionelle Bild von Kirche - einen sakralen Raum, der als Stätte des Glaubens der Nutzung für Gottesdienste vorbehalten ist.

Diesem Typ (I) entgegengesetzt ist der Typ (II) „multifunktionales Gemeindezentrum“, zu dem das Albert-Schweitzer Haus (8), Schalom (6) und das Vicelin-Haus (7) zu zählen sind. Multifunktionalität bestimmt das Raumprogramm, die Räume sind in ihrer Nutzung nicht festgelegt. Hier können sowohl Gottesdienste gefeiert werden, als auch alle denkbaren Aktivitäten der Gemeinde stattfinden. Zum Konzept der ‚Anti-kirche‘ gehört die Ablehnung und Zurückdrängung des Symbolhaften („kein Turm“).

Eine Mischform der ersten beiden Typen stellt das „multifunktionale Kirchenzentrum“ dar, dem die Kirchenstandorte Harksheide-Falkenberg (2) und Thomas (4) zugeordnet werden können. Dieser dritte Typ ist eine Synthese von sakralem Raum (Typ I) und multifunktionalem Raum (Typ II). Ist der Kirchenstandort Thomas als ein solches Kirchenzentrum konzipiert und gebaut worden, hat der Standort Falkenberg eine Transformation von einer traditionellen Kirche zu einem multifunktionalen Kirchenzentrum durchlaufen (Typ III).⁵

Generell haben die multifunktionalen Gemeindezentren bundesweit in den 1960er und 70er Jahren, besonders in Neubauvierteln, eine wenig gewürdigte, oft aber bedeutende Rolle gespielt, um Zwangsmigranten („Flüchtlinge“) oder Arbeitsmigranten („Gastarbeiter“) in das neue Gemeinwesen zu integrieren. „Gemeindeaufbau als Gemeinwesenarbeit“ lautete damals eine dafür geprägte Formel, die einen neuen zivilgesellschaftlichen Ansatz politischer Diakonie am gegebenen Ort meinte.⁶ Die Kehrseite der nicht nur verständlichen, sondern oft lebensnotwendigen Priorisierung der sozialdiakonischen Dimension kirchlicher Arbeit in Neubauvierteln und Problemgebieten war die oft wenig entwickelte Einsicht in die Rolle der religiös-kultischen Dimension für Menschen, die an neuen, ungewohnten Orten und in unvertrauten Kontexten Fuß fassen mussten oder wollten sowie die geringe Symbolwirkung nach Außen. Für Millionen von Flüchtlingen in den 1940er und 50er Jahren, gefolgt von Arbeitsmigranten und deren Familien in den 1960er und 70er Jahren erwiesen sich aber gerade nicht nur die vertrauten Küchenrezepte, sondern ebenfalls die Lieder, Sitten und religiösen Rituale als unentbehrliche Hilfen, sich mit der neuen Situation anzufreunden, weil sie etwas Vertrautes aus der alten Heimat mitbringen konnten und am neuen Ort praktizieren durften. Kulte und Rituale, kurz Religion erwies sich als „transportable Heimat“. Das hätte man schon von den Millionen europäischer „Auswanderer“ in die „Neue Welt“ lernen können.

5 Vgl. *Kirche vor Ort* (s. A 1), S. 55 f.

6 Vgl. W. Grünberg, *Kirche im Neubaugebiet – Rückblick und Ausblick*, in: *ders.: Die Sprache der Stadt, Skizzen zur Großstadtkirche*, Leipzig 2004, S. 249-258.

Die Unterschätzung dieser religiös-kultischen Dimension war zumeist einem Verständnis von Säkularisierung als Säkularismus geschuldet, das heute zumindest als einseitig, wenn nicht als ideologisch fragwürdig zu werten ist. Auf Vergleichsgültigung als Vorstufe des Verschwindens von Religion und Kult in der hoch entwickelten Moderne (oder Postmoderne) zu setzen, hat sich, vorsichtig gesagt, jedenfalls nicht bewährt. Diese Einsichten haben fast überall in Deutschland zur Resakralisierung multifunktionaler Gemeindezentren geführt. Das galt auch in Norderstedt: Religiöse Symbole wurden durch das Aufstellen von Kreuz (Schalom), Altar (Vicelin) und Orgel (Albert Schweitzer) wieder präsent und sichtbar. Dabei ging es nicht darum, nun auch noch Religion durch Verdinglichung leichter konsumierbar zu machen. Vielmehr kam es darauf an, in einer Welt der Käuflichkeit und Verdinglichung das zur Geltung zu bringen, was sich der Verdinglichung gerade entzieht: Dafür steht die Welt von Kunst und Religion, die Welt der Symbole, die es seit Menschengedenken gibt. Das könnte als merkwürdiges Geraune erscheinen, das dem Religiösen als Irrationalem inne wohne und das dem jeweiligen Subjekt zu gewähren sei, was aber mit einer Stadt und erst recht nichts mit Stadtplanung zu tun habe. Dem sei hier nachdrücklich widersprochen.

Professionelle Planung für menschengerechte Städte⁷ muss das Nichtplanbare in Rechnung stellen. Kunst und Religion, die in veräußerlichten Formen dies zu kommunizieren versuchen, repräsentieren eben auch im Stadtraum die Heterotopie und die Utopie, das Geheimnis und das Ausstehende, das „Noch nicht“. Ihre Funktion ist es gerade, in der Welt der Zwecke und Funktionen eine Wirklichkeit zu repräsentieren, die nicht verrechenbar ist. Von hier aus kommen aber zwei Entwicklungstendenzen des Städtebaus in den Blick, die jedem Stadtplaner geläufig sind: Die Tristesse und Ödnis von Großsiedlungen mit ihren aufgeschichteten, zigmal wiederholten Grundrissen als Folge einer ausschließlich funktionalen, rein zweckrationalen Planung.

Und das andere Phänomen: Warum suchen immer mehr Städte in exzeptionellen architektonischen Wahrzeichen ihr je spezifisches „Geheimnis“ zu zeigen und zu verstecken?

Nicht das Berechenbare, sondern das Überraschende ist es, was die Stadt ausmacht. Kirchen, so hat es Fulbert Steffensky ausgedrückt, sind „Häuser, die die Träume verwalten“.⁸

So wie versucht wird jeder Stadt wieder ihre spezifische „Aura“, ihr Stadtsymbol, ihre „Botschaft“ (z.B.: „Hamburg als Tor zur Welt“), kurz ihren nicht verrechenbaren

7 Unter dem Titel „Menschengerechte Stadt. Aufforderung zur humanen und ökologischen Stadterneuerung“ hatte die „Kammer für soziale Ordnung“ der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) erstmals eine „Stadtdenkschrift“ erarbeitet. 2007 veröffentlichte die EKD die aktuelle Studie: Gott in der Stadt. Perspektiven evangelischer Kirche in der Stadt, EKD- Texte Nr. 93. Die Arbeitsstelle Kirche und Stadt hat als wiss. Begleitung an der Erstellung des EKD-Textes mitgewirkt.

8 F. Steffensky, Das Haus, das die Träume verwaltet, Würzburg 1998.

„Genius loci“ wieder zu geben, sind vielerorts alte Stadt- bzw. Dorfkirchen als Symbole ihrer Orte und ihrer Geschichte neu entdeckt und gewürdigt worden. Städtisches Leben hat sein Kriterium gerade darin, Heterogenität nicht nur auszuhalten, sondern auch zu produzieren. Kirchen als Orte generieren so gesehen einen anderen, fremden Blick auf die Wirklichkeit, der nicht funktional oder berechenbar ist, sondern poetisch, prophetisch und parteilich.

Was aber bedeuten solche Erwägungen für die junge Stadt Norderstedt und ihre zumeist jungen Kirchen? Sowohl in der Stadt als auch in den Kirchengemeinden Norderstedts kam es zu entsprechenden Diskursen: Wie kann Zentralität in einem föderalen System mit gleichwertigen Strukturen entwickelt werden unter Bedingungen der Randlage einer jungen Stadt vor den Toren der Metropole? So fragten und diskutierten die Verantwortlichen auf der städtischen Ebene. Und wie können unter negativer Mitglieder- und Finanzentwicklung vergleichsweise ähnlich strukturierte Gemeinden zu mehr Konzentration, Kooperation und Profilen kommen? So fragten die Kirchengemeinden. Auf beiden Ebenen wurden Modelle und Szenarien entwickelt und diskutiert. Dabei war allen bewusst, dass ein rein ökonomisches Marktmodell nicht das letzte Wort behalten sollte.

2. Die Suche nach der Mitte der Stadt und die Sehnsucht nach einem Dom

Finanzstark durch ihr rasches Wachstum hatte zunächst jede der vier Ursprungsgemeinden seit den 1960er Jahren versucht, die Eigenentwicklung zu fördern. Es wurden ambitionierte Einkaufszentren, Verwaltungs- und Kulturzentren geplant und gebaut. Dieser kostspielige interkommunale Wettbewerb war schließlich mit ein Grund für die landesplanerische Initiative zur Gebietsreform und dem Zusammenschluss zu einer Stadt.

Auf der Ebene der kirchlichen Entwicklung hat es länger gedauert einzusehen, dass nur durch mehr Kooperation und Konzentrationsprozesse die Zukunft gemeistert werden kann, da die Mitgliederentwicklung – allein schon aus demographischen Gründen – und analog dazu auch die Finanzentwicklung langfristig negativ zu Buche schlagen werden.

In dieser Situation entstand der Gedanke, sich gemeinsam einer großen, zentralen Idee zu verschreiben: „Wir brauchen einen Dom! Wir bauen einen Dom!“

Es ist leicht, diese Idee für monströs zu halten. Man sieht die Schlagzeile schon vor sich: „Hamburg baut die Elbphilharmonie, Norderstedt will einen Dom“. Es scheint doch offensichtlich, dass hier der kompensatorische Versuch unternommen wird, die abnehmende Zentralität und Akzeptanz des eigenen kirchlichen Stützpunktes gleichsam kollektiv zu kompensieren durch den Versuch, eine große gemeinsame Mitte Aller zu schaffen, zumindest aller Protestanten. Diese Urteile sind nicht falsch, gehen aber am Entscheidenden vorbei. Denn die Analyse, die hinter dem Vorschlag steckt,

ist korrekt: Weder Norderstedt als Stadt, noch die Kirchengemeinden dieser Stadt verfügen über jene Ausstrahlung, die von der alteuropäischen Stadtmitte mit Rathaus, Marktplatz und Stadtkirche ausgeht. Die für eine Stadt typische Hierarchisierung unterschiedlicher Zentralitäten fehlt.

Die Sehnsucht nach dem protestantischen Dom ist das Symptom einer richtigen Wahrnehmung: Eine Stadt ist etwas anderes als die Summe von Ortsteilen oder Stadtteilen. Die Sehnsucht nach dem Dom stellt eine richtige Frage: Was ist die Idee der Stadt? Und sie benennt zutreffend auch das Defizit einer Kirche, die eben nicht aufgeht in der Stillung religiöser Bedürfnisse oder als Agentur zur Bereitstellung von Ritualen und Lebensbegleitung in Krisenfällen des individuellen und kollektiven Lebens.

Es ist zutreffend, dass Religion im Kern Sehnsucht ist, in der sich Kritik der gegebenen Verhältnisse paart mit Visionen von etwas Neuem, Großem, das den Horizont des Vorfindlichen und Verfügbaren übersteigt. Es spricht für die Norderstedter auf kommunaler und auf kirchlicher Ebene, dass sie daher universitären Rat aus stadtplanerischer und theologischer Perspektive einholen wollten, um zu mehr Klarheit über sinnvoll anzustrebende und realisierungsfähige Ziele zu gewinnen. Und es spricht weiter für die Initiativegruppe von Pastorinnen und Pastoren aus Norderstedt, dass sie eine Expertise von Stadtplanern und Theologen erbat, in der – im Unterschied zu anderen Auftragsgutachten⁹ – ausdrücklich „Empfehlungen“ enthalten sein sollten, was sinnvoller Weise zu tun wäre. So mussten also Ross und Reiter genannt, Schließungs- wie Fusionsempfehlungen vorgelegt werden, wohl wissend, dass Experten selbst befangen sind. So wurde eine protestantische Streitkultur gerade eingepflanzt, um Lösungen zu ermitteln, die vermutlich jenseits der Expertenempfehlungen und wohl auch jenseits des Planungsmodells „Dom“ liegen würden.

All das kann hier nicht ausgeführt werden. Beachtenswert könnte allerdings der Ansatzpunkt sein, wie Stadtplanungskompetenz und theologischer Sachverstand sich methodisch aufeinander beziehen lassen, wie schon im internen Diskurs über die Deutung von Daten und Wahrnehmungen aus unterschiedlicher Warte konstruktiv diskutiert werden konnte und so ein „erweitertes“ Wirklichkeitsverständnis ermöglichte, gemeinsame Empfehlungen vorzulegen und diese in ein prozessuales Kommunikationsmodell (Top down bzw. bottom up) einzuzichnen, auf das sich einzulassen die vor Ort Verantwortlichen eingeladen wurden.

Auf diese Weise wurde eine „Perspektive 2015“ als Strukturskizze vorgelegt, die hier abschließend aus stadtplanerischer und theologischer Perspektive erläutert werden soll.¹⁰

9 Vgl. *Kirche morgen*. Ein Arbeitsbuch im Auftrag des Kirchenkreises Alt-Hamburg, Leipzig, 2003; die Studie wurde von der Arbeitsstelle Kirche und Stadt erarbeitet von Annegret Reitz-Dinse und Wolfgang Grünberg in Zusammenarbeit mit Dirk Schubert, Beate Connert und Wolfgang Tuch.

10 Vgl. *Kirche vor Ort* (s. A 1), S. 128.

3. Gestaltungsraum Norderstedter Perspektive 2015

Die Ausgangsbasis des Konzepts bilden sieben im Rahmen der Studie entwickelte übergeordnete Zielstellungen: Machtzuwachs, Ausgleich, Verschiedenheit, Mission, Sakramente verwalten, zukunftsgerechte Angebotsorientierung und öffentliche Präsenz. In Kombination mit den erarbeiteten sechs Handlungsfeldern Gemeindegroße, Personal, Finanzen, Angebot, Zielgruppen und Gebäude wurden vier wesentliche Reformkomplexe herauskristallisiert: „Kooperation“ mit den Elementen Bildung einer Region und Gemeindefusion; „Profilbildung“ vor Ort mit den Elementen Spezialisierung des Personals und gezielter Förderung des Personals; „Einsparpotentiale“ mit den Elementen Möglichkeit der Stellenreduktion und Standortschließung; „Ressourcenoptimierung“ mit den Elementen Standortumnutzung und Aufbau einer zusätzlichen Finanzsäule für die Gemeinden, die Region und den Kirchenkreis.

Vor diesem Hintergrund wurden für jede der sieben damaligen Gemeinden dezierte Handlungsempfehlungen und Positionen innerhalb des Gemeindegefüges entwickelt, die in eine Gesamtkonzeption für den Gestaltungsraum Norderstedt mündeten. Empfohlen wurden unter anderem die Konzentration wesentlicher diakonischer Funktionen am Standort Christuskirche oder die verstärkte Fokussierung auf Familien im Bereich Albert-Schweitzer- und Falkenbergkirche. Perspektivisch wird die Reduktion auf zwei Gemeinden mit acht Standorten empfohlen, um nach Außen strukturell, wirtschaftlich und strategisch überlebensfähige Einheiten zu schaffen, die gleichzeitig durch eine starke lokale Verankerung in der Lage sind, die spezifischen Bedürfnisse und religiösen Herausforderungen der einzelnen Standorte abzubilden.

In der weiteren Entwicklung hat sich gezeigt, dass die Empfehlungen nicht umgesetzt werden, sondern in der Regel der Weg des geringsten Widerstandes gewählt wurde: Fusionen erfolgten dort, wo die meisten Gemeinsamkeiten bestanden. Interessant ist dabei die Persistenz der historischen Gemeindeentwicklung; die Fusionen verlaufen rückwärts zu den im Laufe der Jahrzehnte erfolgten Ausgründungen, es findet eine Re-filialisierung statt.

Aus den unterschiedlichen Blickwinkeln von Theologie und Stadtplanung lassen sich aufgrund der gesammelten Erfahrungen folgende Thesen herausarbeiten:

1. Die klassischen Kennzeichen einer Stadt: Zentralität, Heterogenität, und Dichte (Chicagoer Schule) implizieren: Die Vielfalt städtischer Lebenswelten zeigt sich daran, dass es nicht nur additiv viele „Angebote“ in der Stadt gibt, sondern dass es zu Inszenierungen von Konkurrenz und Kooperation zwischen unterschiedlichen, aber örtlich und personell vernetzten öffentlichen Zentren gibt, die Bürgerinnen und Bürger „bei Gelegenheit“ aufsuchen können und dies auch tun.
2. In diesem Horizont sind Kirchen Repräsentanten einer Wirklichkeitswahrnehmung, die auch symbolisch vermittelte Utopien und Träume, Erinnerungen und Festtraditionen einschließt, die öffentlich zumeist im Festrhythmus des Jahres-

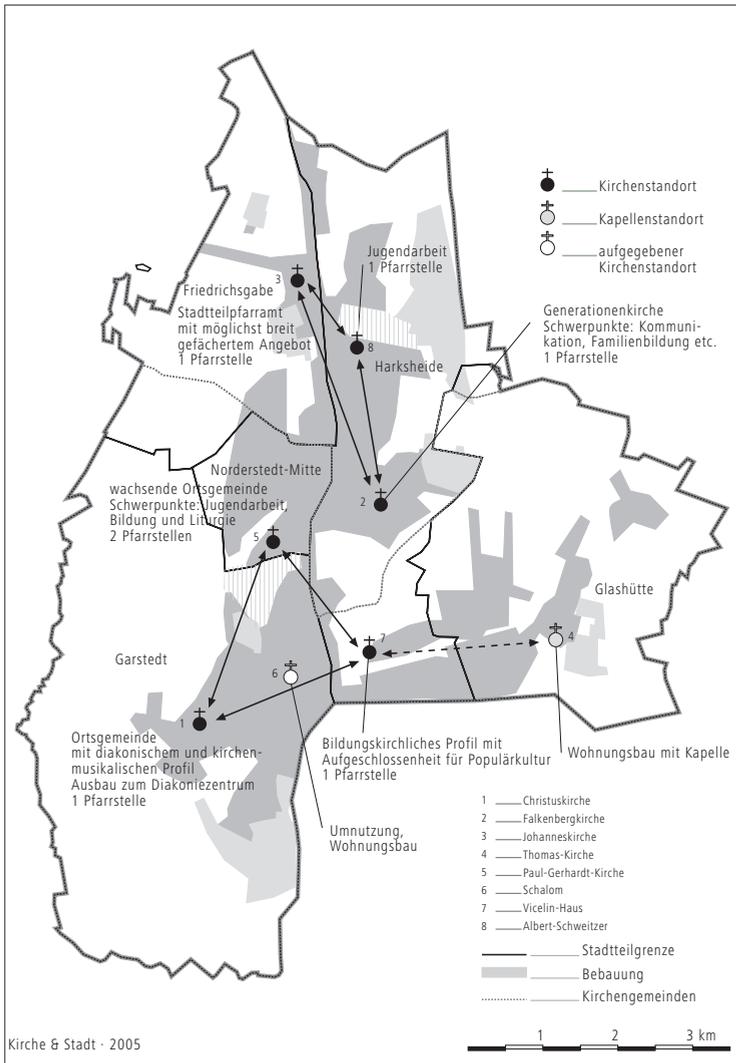


Abb. 2:
Gestaltungsraum
Norderstedt -
Perspektive 2015.

kreises zur Darstellung gebracht werden. Religion ist nicht nur Privatsache, sondern öffentliche Angelegenheit.

3. Urbane Dichte und Kultur entstehen durch medial gespiegelte Kooperation und Konkurrenz durch die öffentliche Austragung einer demokratischen Streitkultur, an der sich Körperschaften des öffentlichen Rechtes wie Kirchen selbstverständlich und durchaus unterschiedlich beteiligen sollten. Kirchen sind in diesem Horizont Anwälte derer, die (oft) keine eigene Stimme erheben können: Kinder und Fremde,

Vorfahren und Ahnen, Utopisten und Tradenten vergessener oder verdrängter Texte und Ideen. Den Kirchen kommt von ihrem Selbstverständnis aus eine priesterliche, also lebensbegleitende, aber auch eine prophetische, d.h. stellvertretend parteiliche Funktion zu. Beide Basisfunktionen sind biblisch begründet und praktisch oft – so auch in der Geschichte – miteinander nur in Spannung durchzuhalten. Ein kluges kooperatives Stadtkirchenkonzept schafft beiden Funktionen Raum und repräsentiert damit Kirche ebenso als sakralen „Segensraum“ (Ulrike Wagner-Rau) wie als Partizipanten an öffentlichen Diskursen.

4. Die Entwicklung in Norderstedt zeigte: Die vorhandene polyzentrische Struktur ist „historisch“ geworden, d.h. sie kann nicht einfach zurück genommen werden. Darin spiegelt sich die akzeptierte pluralistische Orientierung der Gesellschaft und starke symbolische Abhängigkeit vom Nachbarn Hamburg. Das hat Folgen für die religiösen Orte in der Stadt. Sie sind in Norderstedt zu Recht „Kirche vor Ort“, was wegen der wachsenden Heterogenität der Orte in der Stadt auch zu verschiedenen Profilen führen wird.
5. Kirchen, Moscheen, Synagogen sind immer öffentliche, ambivalent eingeschätzte, aber auch aus städtebaulicher Sicht relevante Symbole der Stadt, des Stadtteils bzw. des Ortes, die Raum für den Transzendenzbezug des Menschen bereitstellen und ihn darum von reiner Verwertbarkeitslogik entlasten können. Sie sind als Symbole Hinweise auf die Grenzen des ökonomisch und politisch Machbaren, und als Orte der Sehnsucht über das Machbare hinaus in ihrer Weise Plädoyers für ein gerechtes Miteinander im Gemeinwesen, aber auch für die Individualitätsentwicklung jeder einzelnen Person. Dem entsprechen baulich Varianz, Unterscheidbarkeit und „individuelle“ und symbolisierungsfähige Baulösungen im Gemeinwesen und in ihren Stadtteilen. Eine menschengerechte Stadt wird auch in Zukunft die Rolle von Religion und ihrer baulichen und institutionalisierten Repräsentanz nicht unterschätzen dürfen.

Umnutzung von Kirchen ohne Stadtplanung ?

1. Vorbemerkungen

„Kirchengebäude sind Seelen, Gedächtnis und Gewissen unserer Dörfer und Städte. [...] Sie sind unaufgebbares Kulturgut der Allgemeinheit.“¹ Aber die Gebäude werden nicht mehr überall gebraucht und ihre Unterhaltung ist vielerorts zu teuer für die schrumpfenden Gemeinden. Die Gründe sind vielfältig: Kirchenausstritte, der demografische Wandel und der Zuzug von Menschen aus anderen Ländern mit anderen Religionen.² Infolge des geringeren Kirchensteuer-Aufkommens sinkt der finanzielle Spielraum für die Gemeinden. Man kann heute davon ausgehen, dass die evangelische Kirche Deutschlands in 30 Jahren ein Drittel ihrer Mitglieder und die Hälfte ihrer heutigen Kirchensteuereinnahmen verloren hat.³ Diese Trends gibt es in anderen Ländern schon länger, sie kommen nicht vollkommen überraschend und sie treffen die neuen Bundesländer stärker als die alten.

In Hamburg etwa wurden „nach 1945 fast ebenso viele Kirchen neu erbaut wie die Stadt zuvor schon hatte“.⁴ Teils wurden zerstörte Kirchen wieder aufgebaut, teils wurden so genannte „Notkirchen“ errichtet, seit Mitte der 1950er Jahre dann auch neue Kirchengebäude: nicht nur in den Stadterweiterungsgebieten, sondern auch in bereits bestehenden Stadtteilen, etwa in der Dulsberg-Siedlung und der Jarrestadt aus den 1920er Jahren. Die Hamburger Vision für Bauten der evangelischen Kirche hieß: Von Kirchturm zu Kirchturm blicken können.⁵ Ideal war die „überschaubare Gemeinde“ mit maximal 2.500 Mitgliedern pro Pastor.⁶

Die kirchlichen Institutionen tun sich schwer, die Tatsache zu akzeptieren, dass sie auf Dauer den Bestand an kirchlichen Gebäuden nicht komplett erhalten können. Erst allmählich beginnt ein Diskurs, in dem über Kirchen wie über andere Immobilien

1 Maulbronner Mandat vom 01.10.2005 in: H. Adolphsen / A. Nohr (Hrsg.), glauben sichtbar machen. Herausforderungen an kirche, kunst und kirchenbau, Hamburg 2006, S. 5.

2 Vgl. die Ausführungen von Thomas Erne in diesem Heft. Siehe auch *Evangelisch-lutherischer Stadtkirchenverband Hannover* (Hrsg.), Stadt und Kirche im demographischen Wandel, Hannover 2008.

3 H. Adolphsen, Kirchen haben kein Verfallsdatum, in: *Bauwelt* 5 (2006), S. 30.

4 F.P. Hesse, Einleitung, in: *Kulturbehörde / Denkmalschutzamt Hamburg* (Hrsg.), „Baukunst von Morgen!“ Hamburgs Kirchen der Nachkriegszeit, München, Hamburg 2007, S. 9.

5 H.J. Benedict, Von Kirchturm zu Kirchturm blicken – Eine Vision der 1950er Jahre und ihre Folgen, in: *Kulturbehörde/Denkmalschutzamt Hamburg* (s. A 4), S. 20.

6 Ebda., S. 19.

gesprochen wird. Ähnlich wie viele andere Institutionen überprüfen sie kritisch, ob und mit welchen Konzepten sich ihr Gebäudebestand langfristig halten lässt. Dies verlangt viel in einer Zeit, in der gleichzeitig eine Rückbesinnung auf Sakralität, spirituellen Ausdruck im Bauen und eine deutliche, zeichenhafte Präsenz von Kirchen im Quartier zu verzeichnen ist.

2. Strategien des Schrumpfens

Wer entscheidet über die Zukunft des kirchlichen Gebäudebestandes? In Stuttgart zum Beispiel ist die Finanzierung und die Entscheidung über Investitionen in den Baubestand zwischen dem Referat Bauberatung im Oberkirchenrat, dem zuständigen Dekanat (einer Art Mittelinstanz zwischen Oberkirchenrat und Gemeinde) und den Gemeinden verteilt. Bei einer solchen Struktur, bei der die Gemeinden ein hohes Maß an Autonomie besitzen, ist ein Diskurs über Umnutzung oder gar Aufgabe von Kirchengebäuden innerhalb der kirchlichen Gremien zäh und schwierig. Die innerkirchlichen „Strukturen sind in vielen Jahrzehnten des stetigen Wachstums entstanden, aber bis heute in vielen Landeskirchen nicht so geklärt, dass in Zeiten radikaler Veränderungen Steuerung und Leitung effektiv erfolgen. Strukturelle Probleme behindern Transparenz und Realisierung von Einsparpotenzialen. [...] Unklar bleibt oft die Verteilung der Verantwortung.“⁷ Dies behindert eine strategische Planung. Der innerkirchliche Diskurs entwickelt sich, verglichen mit dem Anwachsen des Problemdrucks, schleppend. Die Kirche neigt dazu, das Problem zu verdrängen und aufzuschieben. Sie und auch die Stadtgesellschaft sind nicht auf die Entscheidungen eingerichtet, von welchen Kirchengebäuden sich die Kirche trennen soll, welche weiteren Nutzungen sie darin unterbringen soll, welche Nutzungen der Würde des Raumes und der Symbolik des Gebäudes in der Stadt angemessen sind.

Welchen Weg haben die Kirchen bislang bei dem Thema beschritten? Zunächst werden gewöhnlich organisatorische Lösungen gesucht. Diskutiert werden dabei die so genannte „Regionalisierung“, eine Kooperation zwischen benachbarten Gemeinden, nicht notwendig verbunden mit der Aufgabe von Gebäuden, oder die „Fusion“ mit gemeinsamer Haushaltsplanung und Gebäudebewirtschaftung - oft gekoppelt mit dem Rückzug auf ein Zentrum.⁸

Um es an einem Beispiel aus den neuen Bundesländern zu verdeutlichen: In der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche Mecklenburgs wurden die Kirchengemeindebereiche in den vergangenen zehn Jahren erheblich vergrößert und die Zahl der kirch-

7 R. Schloz, Offenheit für neue Arrangements, in: Kunst und Kirche 3 (2004), S. 123; Siehe auch: E. Brennenstuhl, Der Nutzungswandel sakraler Räume und seine Bedeutung für die Stadtentwicklung. Diplomarbeit an der Universität Dortmund, Fakultät Raumplanung 2002, S. 25 ff.

8 A. Reitz-Dinse / W. Grünberg: Kirche morgen. Ein Arbeitsbuch im Auftrag des Kirchenkreises Alt Hamburg, Leipzig 2003, S. 139 f.

lichen Mitarbeiter um etwa ein Drittel gesenkt.⁹ Mehrere Kirchengemeinden vereinbarten neue Formen der Zusammenarbeit: Teils fahren die Pastoren und andere Mitarbeiter über Land, teils werden Angebote gebündelt. Die Mitarbeiter wohnen nicht an einem Ort, sondern in den verschiedenen Gemeinden, so dass sie dort Ansprechpartner für kirchliche Belange sind. Dieser Rückzug aus der Fläche betrifft im Allgemeinen nicht die Kirchengebäude: Es wurden zwar eine Reihe von Häusern, vor allem Pfarrhäuser, abgegeben, aber: „Wir brauchen die Kirchen als äußeres Zeichen, dass die Kirche da ist.“¹⁰ Die Kirchengebäude werden also zunächst einfach seltener genutzt. Dies geschieht nicht nur in den östlichen, sondern auch in den westlichen Landesteilen.¹¹

Der zweite Schritt ist die Nutzungsverdichtung bzw. die Aufgabe kirchlicher Gebäude, die keine sakrale Funktion haben. Dieser Schritt wird deshalb dringlich, weil ein großer Teil der Bestände aus den ersten Jahrzehnten nach dem Zweiten Weltkrieg stammt – Gebäude, bei denen jetzt der Erneuerungsbedarf unabweisbar wird. Im Bistum Essen etwa müssen annähernd ein Drittel aller Kirchen, etwa 120, als Gottesdienst-Orte aufgegeben werden, da sie sich finanziell nicht mehr tragen. Von diesen wurden nur neun vor 1918 errichtet, 13 Kirchen datieren aus den Jahren 1918-35, etwa 25 aus den Jahren 1945-56. Die Hälfte der aufzugebenden Bauwerke stammt also aus der Zeit nach 1956.¹² Es sind gerade die Gebäude aus der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg, die zur Disposition stehen. „Es geht also um nichts Geringeres, als um die sichtbare Hälfte unserer eigenen Geschichte.“¹³

3. Gemeinsame Haltung zu Umbau und Abriss

Die evangelische und die katholische Kirche haben zum Umgang mit überzähligen Bauten in vielen Punkten ähnliche Haltungen entwickelt. Die Deutsche Bischofskonferenz formulierte 2003 Entscheidungshilfen zur Umnutzung von Kirchen:¹⁴ Kirchen seien in ihrer Wahrnehmung nach außen „Zeichen christlicher Geschichte und Gegenwart“, „Ankerpunkte individueller und kollektiver Identität“, „Orte eines Weges zu Spiritualität und Sinn“, die als historische und künstlerische Zeugnisse Relevanz über den kirchlichen Rahmen hinaus hätten. Die Grundsätze für eine Abwägung berücksichtigen kirchlich-liturgische, denkmalpflegerisch-kulturelle und baulich-nutzungstechnische Aspekte. Es gäbe Prioritäten: Erhalt durch Umnutzung vor Abbruch, Umnutzung vorrangig durch andere christliche Kirchen und kirchliche Ge-

9 A. Flade, Folgeprobleme des demografischen Wandels im ländlichen Raum. Überlegungen für künftige Strukturen der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche Mecklenburgs (www.mv4you.de).

10 Ebd., S. 3.

11 Vgl. z.B. die Schilderung über die Hamburger Situation in: A. Reitz-Dinse / W. Grünberg (s. A 8), S. 139 f.

12 H. Fendrich, Die „weiteren Kirchen“, in: *Bauwelt* 5 (2006), S. 11.

13 Ebd., S. 11.

14 *Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz* (Hrsg.), *Arbeitshilfen: „Umnutzung von Kirchen“* Bonn, 24.09.2003, S. 12 f. (www.dbk.de).

meinschaften, sonst für kulturelle Aufgaben und erst nachrangig für kommerzielle Zwecke.

Die liturgische Nutzung solle sich gegebenenfalls in einen Teil des Kirchengebäudes (z.B. Chor, Kapelle) zurückziehen, die übrigen Flächen könne man vermieten oder verpachten. Schließlich komme der Teilabriss, der Verkauf und am Ende auch der Abriss in Frage. Um diesen zu vermeiden, wird alternativ eine Konservierung für eine „Bedenkzeit“ von 10 bis 15 Jahren empfohlen. Der Abriss wird erst als „ultima ratio“ in Betracht gezogen. „Eine kultische Nutzung durch nichtchristliche Religionsgemeinschaften (z.B. Islam, Buddhismus, Sekten) ist – wegen der Symbolwirkung einer solchen Maßnahme nicht möglich. Dies geschieht mit Rücksicht auf die religiösen Gefühle der katholischen Gläubigen.“¹⁵ Die Haltung der evangelischen Kirche ist in vieler Hinsicht ähnlich:

- Immobilienverkauf von „außen nach innen“: Ist der Erhalt von Kirchen bedroht, „sollen zunächst unkenntliche Büroräume, überzählige Gemeinderäume [...] aufgegeben werden, um dafür die Kirchengebäude umso deutlicher zu besetzen und mit Leben zu erfüllen. Die kirchliche Arbeit gehört in Kirchenräume, die [...] mit ihrer Qualität und ihrem Symbolwert für die Kirche und ihre Aufgaben stehen“.¹⁶
- Kirchenumnutzung vor Kirchenverkauf: Die Nutzungen von Kirchengebäuden sollten erweitert und intensiviert, insbesondere für kulturelle Veranstaltungen geöffnet werden.
- Verträgliche Fremdnutzung vor beliebiger Fremdnutzung: Wenn die Kirche im Einzelfall nicht zu halten ist, muss die Möglichkeit einer „Stilllegung“ erwogen werden.
- Abbruch der Kirchen vor imageschädigender Fremdnutzung:¹⁷ Inzwischen gibt es bereits Leitfäden, die Gemeinden bei der Vorbereitung von Umnutzung ihrer Kirchengebäude unterstützen sollen.¹⁸

Die Vorstellung, in den Kirchengebäuden weitere kirchliche, kulturelle oder soziale Nutzungen unterzubringen, mag in Einzelfällen realistisch sein. Die schiere Menge überzähliger Kirchen wird jedoch immer öfter zu Lösungen zwingen, die eigentlich nicht gewollt sind. Dafür sprechen Erfahrungen aus Österreich: Von 71 überwiegend bereits im 18. und 19. Jahrhundert profanierten Kirchen wird heute nur etwa ein Drittel kulturell genutzt, die übrigen für Wohnen, Lager, Gewerbe oder öffentliche Nutzungen. 5% der Gebäude stehen leer.¹⁹

15 Ebda., S. 20, vgl. *W. Huber*, Kirche als Zeichen in der Zeit – kulturelles Erbe und Sinnvermittlung für das 21. Jahrhundert in: *H. Adolphsen / A. Nohr* (s. A 1), S. 43.

16 Maulbronner Mandat vom 1.10.2005 (s. A 1), S. 5.

17 Zusammenfassung der Regeln der EKD von Wolfgang Huber 2004; *W. Huber* (s. A 15), S. 42 f.

18 *R. Miermeister / U. Moggert-Seils / K.H. Schanzmann / H. Schröter*, Kirchen umbauen – neu nutzen – umwidmen, Bielefeld 2004; (vgl. auch www.ekvw.de/service/dokumente).

19 *J. Wehdorn*, Kirchenbauten profan genutzt, Innsbruck 2006, S. 29 f.

Selbst wenn passende Nutzungen gefunden werden, eignen sich nicht alle Kirchengebäude für den Einbau etwa von Gemeindesälen oder Kindergärten. So kann durch das Einziehen von Zwischendecken die Wirkung eines Kirchenraumes empfindlich gestört werden: Alte Kirchen verlieren ihre Atmosphäre, ihre Großzügigkeit, ihre Sakralität. Darüber hinaus müssen gerade Einbauten in denkmalgeschützte Kirchen reversibel ausgeführt werden, wodurch die Umnutzung unwirtschaftlich werden kann.²⁰ Einige Kirchenbau-Typen der Nachkriegsmoderne, insbesondere diejenigen, die Kerstin Wittmann-Englert unter dem Oberbegriff „Schiff/Arche“ und „Zelt“ zusammenfasst, sind für diese Form des Umbaus denkbar ungeeignet.²¹ Besser eignet sich der Typ „Wohnung“, also Kirchen, die in den 1960er und 70er Jahren errichtet wurden: vielfach im Stile eines Gemeindezentrums und ohne Glockenturm. Paradoxerweise sind die Kirchen dieses Typs häufig diejenigen, die am ehesten aufgegeben werden – eben weil sie als sakraler Raum und als Zeichen in der Stadt so wenig erkennbar sind.

4. Mögliche und unmögliche Umnutzungen

Wie können also geeignete Lösungen für die überzähligen Kirchen gefunden werden? Um diese Frage geht es bei vielen Tagungen, Veröffentlichungen, Gesprächsrunden und Kongressen, die von Kirchen, zunehmend aber auch von Architekten und Hochschulen organisiert werden.²² Die Diskussionen kreisen vor allem um zwei Fragen: Welche Nutzungen sind mit der Würde des Ortes vereinbar? Sollten nicht genutzte Kirchengebäude eher abgerissen als fremd genutzt werden?

Wie weit darf eine Öffnung für andere Nutzungen gehen? Welche kulturellen Nutzungen sind akzeptabel? Musik, Theater, Stadtteilkultur, Friedenswochen? Wie weit sind kommerzielle Nutzungen möglich, also Kongresse, Events, Techno-Parties, Dessous-Modenschauen? Muss der Kirchenbau ein „Ander-Ort“ sein, eine Heterotopie, die sich von der Menge der gewöhnlichen Zeichen abhebt? Führen multifunktionale Dienstleistungszentren und Offenheit für neue Arrangements nicht zur Anbiederung?²³ Oder ist umgekehrt die „Selbstsäkularisierung der Kirche“, die „Öffnung gegenüber der Alltagskultur und dem Kommerz sowie die schleichende Preisgabe religiöser In-

20 So z.B. der Einbau von Wohnungen in einer Kirche in Berlin Spandau, vgl. *H. Schwebel / M. Ludwig* (Hrsg.), *Kirchen in der Stadt – Beispiele und Modelle*. Marburg 1996, S. 93 ff.

21 *K. Wittmann-Englert*, *Zelt, Schiff und Wohnung – Kirchenbauten der Nachkriegsmoderne*, Lindenberg 2006.

22 Stellvertretend für viele andere: *Evangelische Akademie Arnoldshain*, *Die Kirchbauten der 50er Jahre ungeliebt – lästig – überflüssig?*, Tagung 2006; Symposium der Architektenkammer Rheinland Pfalz zum Kirchenbau am 14. November 2006 in Vallendar: *Altlast Kirche – Die Kirche als Immobilie; Bund Deutscher Architekten in NRW*, *Kirchen in der Stadt erben erhalten nutzen, Veranstaltungen und Ausstellung im November 2006*; *N. Nille*, *Umbau mit Seele*, in: *Deutsches Architektenblatt* 12 (2007), S. 10 ff.

23 *K. Leydecker*, *Ein' feste Burg ist unser Gott. Der Kirchenraum als Ort für Transzendenz, Verwandlung und Gemeinschaft*, in: *H. Adolphsen / A. Nohr* (s. A 1), S. 55 f.

halte [...] nur ein Reflex einer Kirche, die ihre Hegemonialstellung als Sinnanbieterin in der Moderne verloren hat?“²⁴

Der zweite Diskussionsstrang der vergangenen Jahre behandelt die Frage, ob im Einzelfall Kirchengebäude, „ehe sie einer beliebigen oder gar sinnentstellenden Fremdnutzung unterworfen würden, um der Lesbarkeit der Kirchen willen lieber abgerissen werden sollten“ – wie es für die evangelische Kirche 2006 im Entwurf zum Maulbronner Mandat zunächst vorgeschlagen, später aber wieder aus dem Text herausgenommen worden ist.²⁵ Einig ist man sich, dass sie eher stillgelegt oder eingemottet als abgerissen werden sollen. Was aber, wenn bereits die schlichte Sicherung des Gebäudes vor dem Verfall erhebliche Kosten verursacht?²⁶

Sollen Kirchen zu Gaststätten umgebaut werden, wie auch in Deutschland bereits geschehen, bzw. zu Supermärkten und ähnlichen Nutzungen wie in den Niederlanden und in England? Wie ist eine Nutzung als Kletterzentrum, als Sporthalle oder Büro in einem ehemaligen Kirchengebäude zu beurteilen?²⁷

Sehr problematisch wird die Nutzung durch nicht-christliche Religionsgemeinschaften gesehen. Wieweit aber die von beiden Konfessionen proklamierte Haltung tatsächlich durchzuhalten ist, Kirchengebäude auf keinen Fall an islamische Gemeinden abzugeben, die gleichzeitig dringenden Bedarf nach derartigen Räumen haben, bleibt abzuwarten. Politisch wird diese Frage bereits in den Raum gestellt: Die Hamburger Kultursenatorin äußerte kürzlich in einem Interview die Meinung, ehe man ein kulturhistorisch wertvolles Kirchengebäude abreißt, würde sie es lieber an eine islamische Gemeinde abgeben.²⁸

5. Bedeutung städtebaulicher Aspekte

Über Konzepte für überzählige Kirchen müssen die Zuständigen in Gemeinden, Kirchenkreisen, Diözesen und Bauämtern Nutzungskonzepte und räumliche Konzepte für Modernisierung und Umbau miteinander verknüpfen. Sie müssen Fragen nach der symbolischen Bedeutung der Kirchengebäude, nach der Trägerschaft sowie der Finanzierung einbeziehen. Damit ergibt sich ein komplexes Entscheidungsgeflecht. Bei dieser Diskussion kommt städtebaulichen Aspekten bislang nicht die Bedeutung zu, die sie verdient hätten.

24 F. Brandt-Hinrichs, Kirche – wirklich ein heiliger Raum? in: F. Brandt-Hinrichs / A. Reitz-Dinse / W. Grünberg (Hrsg.), Räume riskieren – Reflexion, Gestaltung und Theorie in evangelischer Perspektive, Schenefeld 2003, S. 186.

25 A. Nohr, Der Stuttgarter Kirchbautag und das „Maulbronner Mandat“, in: H. Adolphsen / A. Nohr (s. A 1), S. 13.

26 H. Schwebel / M. Ludwig (s. A 20), S. 93 f.

27 Diese und zahlreiche weitere Beispiele sind u.a. dokumentiert in: Bauwelt 5 (2006), Kunst und Kirche 3 (2004), sowie in J. Wehdorn (s. A 19) und E. Brennenstuhl (s. A 7).

28 Interview in: Die Nordelbische. Wochenzeitung für Gemeinde und Gesellschaft 9 (2008).

Zwar wird dieser Anspruch in beiden Konfessionen postuliert: Kirchen hätten eine besondere Wirkung auf die Stadt: „Eine Kirche ist nicht irgendein Gebäude, sie ist orientierende Landmarke, architektonischer Akzent in unseren Städten und Dörfern.“²⁹ Für eine Abwägung zur zukünftigen Nutzung sollen neben vielen anderen Angaben auch solche „zum Grundstück nach Lage, Größe, baulichem Zustand, Annexbauten und städtebaulicher Anbindung“ und zur „Bedeutung des Kirchengebäudes im städtischen und regionalen Kontext“ erhoben werden.³⁰ Die Einbindung von Kirchen in den städtebaulichen Zusammenhang des Quartiers und der Gemeinde taucht zwar in Kriterienkatalogen auf, wird aber nur selten systematisch untersucht. Der Dialog zwischen den für Kirchenbau und den für Stadtplanung Zuständigen ist eher unüblich, jedenfalls nicht problemadäquat. Für eine solche ergänzende systematische Betrachtung spricht:

1. Den Kirchen können in den Quartieren neue Aufgaben zuwachsen. Denn die Quartierszentren haben in den letzten zehn bis zwanzig Jahren eine Reihe von Funktionen verloren: Gasthaus, Laden, Bäcker, Post, Bank und Friseur. Verantwortlich dafür sind die sinkende Bevölkerungsdichte und die Verringerung der Mantelbevölkerung sowie der vom Automobil geprägte Lebensstil. Die Kirche kann im Quartier – ähnlich wie die Schule – an Bedeutung gewinnen, gerade weil sich so viele andere Einrichtungen zurückziehen.

2. Die Beteiligung der Öffentlichkeit – auch der nicht konfessionell aktiven oder gebundenen – empfiehlt sich aus dem schlichten Grund, dass Kirchengebäude für die Stadtteil-Identität eine größere Rolle spielen, als es die Beteiligten vermutet hätten. „Fast überall, wo eine Verkleinerung oder Schließung von Kirchenbauten erwogen wird, kommt es zu Protesten. Offenbar entwickelt die Kirchenarchitektur selbst in säkularisierten Zeiten eine erstaunliche Bindekraft.“³¹ Kirchen sind im doppelten Sinne Identitätsstifter. Sie sind einerseits Orientierungspunkte im Stadtteil: Sie prägen ihn mit ihrer unverwechselbaren Gestalt, und sie haben weiterhin als Ort für Menschen eine wichtige Bedeutung. Denn sie sind Orte für Schwellenrituale: vom Einschulungsgottesdienst bis zu Taufe, Hochzeit und Beerdigung und damit auch Teil ihrer ganz persönlichen Biografie. Damit hängt vermutlich der Protest auch kirchenferner Kreise zusammen, der überall zu beobachten ist, wo eine Kirche abgerissen werden soll.

29 Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz (s. A 14), S. 22.

30 *Ebda.*, S. 22.

31 H. Rauterberg, Shrinking Churches, in: D. Meyhöfer / U. Schwarz (Hrsg.), Architektur in Hamburg, Jahrbuch 2005, S. 199; vgl. auch stellvertretend für zahlreiche Debatten: Stuttgarter Zeitung, 28.07.2006: Kirche auf dem Frauenkopf bleibt stehen. Bischof spricht sich für die Stilllegung, aber gegen den Abbruch des Gotteshauses aus; Stuttgarter Zeitung, 11.02.2006: Dieser Beschluss muss zwingend revidiert werden. Versammlung der Paul-Gerhardt-Gemeinde – Empörung über den möglichen Verkauf von Gebäuden.

6. Vorhandene Untersuchungen und ihre Lücken

Kirchliche, baugeschichtliche und planungspolitische Veröffentlichungen beleuchten das Verhältnis von Kirche und Quartier selten: Kunst- und baugeschichtliche Monografien und Veröffentlichungen über Kirchenbau geben wenig Auskunft über die Lage der Kirchen im Quartier. Sie betrachten in den allermeisten Fällen die Kirchengebäude vorzugsweise in ihrer inneren Form und Organisation.³² Wenn Kirchen in ihrem äußeren Erscheinungsbild dokumentiert werden, dann sind sie meist so fotografiert, dass möglichst wenig von der umgebenden Stadt zu sehen ist. Vielfach wirken sie auf den Fotos, als stünden sie frei in der Landschaft. Allenfalls werden Aspekte der Wirkung in den Stadtraum hinein im Text aufgegriffen,³³ aber kaum auf Fotos oder Lageplänen zum städtebaulichen Kontext dokumentiert.

Interessant ist in diesem Zusammenhang die eben erschienene historische Untersuchung von Stephan Goertz³⁴ über Berliner Kirchen in Wilhelminischer Zeit: Er entwickelt eine Typologie für die 66 Kirchen dieser Zeit nach stadträumlicher Bedeutung und unterscheidet Platzkirchen, Eckkirchen, Sichtachsenkirchen und Blockkirchen. In dieser Arbeit wird detailliert auf den gesellschaftlichen Hintergrund des Kirchenbaus eingegangen, z.B. auf obrigkeitliche Regelungen für die Integration von Kirchengebäuden in die Blockrandbebauung außerhalb der für sie vorgesehenen Platzanlagen.

Monografien von Architekten streifen allenfalls das Thema der Einbindung der Kirchen ins Quartier. So zitiert Ulrich Pantle in seiner Dissertation über Kirchbau nach dem Zweiten Weltkrieg den stadtplanerischen Diskurs über die Frage, welchen Stellenwert Kirchen beim Wiederaufbau der Städte zu spielen haben: Hier habe es unterschiedliche Haltungen gegeben, die sich auch bei der Einbettung von Nachkriegskirchen in die neuen oder neu aufgebauten Stadtteile widerspiegeln: Einerseits sollten sich Kirchen bescheiden, als disponible Baukörper in die Grünflächen der gegliederten und aufgelockerten Stadt zurückziehen.³⁵ In bewusstem Gegensatz dazu wollte etwa der Architekt und Stadtplaner Karl Gruber einen „heiligen Bezirk“ in die Stadt integrieren und die Kirchen städtebaulich zur Geltung bringen.³⁶ Insgesamt besteht zur Geschichte der städtebaulichen Einbindung von Kirchen in Stadtteile eine Forschungslücke.

Die evangelischen Kirchbautage nahmen 1968 Bezug auf das Thema Kirche und Quartier: Es wurde erörtert, ob Kirchtürme und Glocken noch zeitgemäß seien. In einer Resolution hieß es, dass in Zukunft statt Sakralbauten einfache Versammlungsräume errichtet werden sollten – eine Haltung, die bereits nach wenigen Jahren revidiert

32 Z.B. W.J. Stock, *Europäischer Kirchenbau 1900-1950*, München 2002 und *ders*, *Architekturführer. Christliche Sakralbauten in Europa seit 1950*, München 2004; dies trifft sogar für den Ausstellungskatalog *Kulturbehörde / Denkmalschutzamt Hamburg* (s. A 4) zu.

33 So bei K. Wittmann-Englert (s. A 21).

34 S. Goetz, *Kirchen für Berlin. Der Wilhelminische Bauboom*, Berlin 2008.

35 U. Pantle, *Leitbild Reduktion, Beiträge zum Kirchbau in Deutschland von 1945-1950*, 2005, S. 103.

36 *Ebda.*, S. 104.

wurde.³⁷ Ähnlich wie die kunstgeschichtlichen Diskurse behandelten die Kirchbautage eher Fragen der Innenräume. Mit „Kirchen in der Stadt“ befasste sich 1996 eine Veröffentlichung des Kirchbauinstituts. Sie stellte Umnutzungen und Umgestaltungen von Kirchengebäuden für unterschiedliche Zwecke dar.³⁸ Unter der Überschrift „Städtebauliches Umfeld und sozialer Kontext“ werden für die untersuchten Kirchen die Bau- und Sozialgeschichte des umgebenden Stadtteils skizziert, aber nur im Einzelfall die Lage im Stadtraum und im Quartier. Zeichnerische Analysen sind nicht vorhanden.

Ein gutes Beispiel für eine Untersuchung zur Aufgabe von Kirchenstandorten ist die Studie für den Stadtteil Hamburg-Hamm.³⁹ Hier wird für die fünf Kirchengebäude die Einbindung in die räumlichen Stadtteilstrukturen, in die sozialstrukturelle Entwicklung sowie in das Nutzungsgefüge untersucht und in Plänen und Tabellen dargestellt. Hinsichtlich der städtebaulichen Rahmenbedingungen ist die Studie ähnlich wie eine vorbereitende Untersuchung für ein Sanierungsgebiet aufgebaut. In Expertengesprächen werden die lokale Bindung der Gemeindeglieder zu den fünf Kirchen, die Geschichte der Kirchengemeinden und die möglichen Perspektiven erörtert. Bewusst haben bei dieser Studie Theologen und Stadtplaner zusammen gearbeitet. Dabei wollten sich die Autoren von einer betriebswirtschaftlichen Betrachtungsweise abgrenzen, bei der sich die Kirche als Unternehmen beraten lässt.⁴⁰ Sie entwickelten aus der umfassenden Analyse der Situation im Stadtteil Vorschläge für den Erhalt von zwei sog. Quartierskirchen, einer Geest- und einer Marschkirche (vgl. Abb. 1)

Eine politische Initiative zur Thematisierung der „Situation der Kirchengebäude“ stammt aktuell aus Hamburg: Unter dieser Überschrift formuliert eine Bürgerschaftsdrucksache Vorstellungen zur Zusammenarbeit von Kirche und Stadt: Zwar sei die Stadt nicht unmittelbar für den Erhalt ungenutzter Kirchen verantwortlich, aber „ungeregelte Abbrüche von Kirchendenkmälern“ könnten zu einem „schweren Imageverlust für die Stadt“ führen.⁴¹ Die Stadt bietet daher an, gemeinsam mit den Kirchen zu prüfen, ob stadtteilbezogene und soziale Aufgaben in den Gebäuden untergebracht werden können. Entlastungs- und Fördermöglichkeiten werden gesucht, z.B. durch eine intensivere Ausnutzung/Nachverdichtung von Grundstücken, um mit den Erlösen die Erhaltung kirchlicher Objekte zu finanzieren.⁴²

Schließlich werden eine Prioritätenbildung und ein Blick über die kirchlichen Belange sowie über die Grenzen der einzelnen Kirchenkreise hinaus angemahnt: Die Kir-

37 R. Bürgel / A. Nohr, Spuren hinterlassen... 25 Kirchbautage seit 1946, Hamburg 2005, S. 274 ff.

38 H. Schwebel / H.M. Ludwig (s. A 20).

39 A. Reitz-Dinse / W. Grünberg, Kirche Morgen, Expertise der Arbeitsstelle Kirche und Stadt in Zusammenarbeit mit D. Schubert, B. Connert und W. Tuch, Leipzig 2003.

40 Ebd., S. 23.

41 Bürgerschaftsdrucksache der FHH 18/7660 vom 08.01.2008, S. 3.

42 Ebd. Diese an sich nahe liegende Möglichkeit ist in keiner anderen Diskussion erwähnt. Möglich, dass die Idee in Hamburg auftaucht, weil im Kirchenkreis Alt Hamburg eine größere Zahl von Kirchen auf stadteigenen Grundstücken steht.

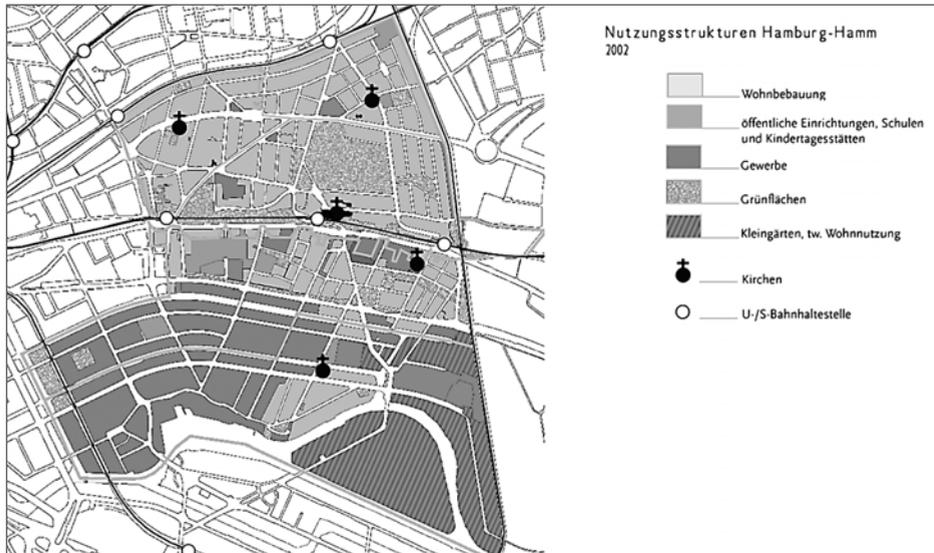


Abb. 1: Nutzungsstrukturen Hamburg Hamm. Kirchen im Kontext von Wohnungsbau, öffentlichen Einrichtungen, Grün, Gewerbe und wichtigen Verkehrslinien; aus: A. Reitz-Dinse / W. Grünberg (s. A 39), S. 73.

che möge „einen Masterplan für das Hamburgische Stadtgebiet entwickeln, in dem für die mittel- bis langfristig nicht mehr benötigten Kirchen unter Berücksichtigung gemeindlicher Bedürfnisse und denkmalpflegerischer Aspekte geeignete Nutzungs- und Verwertungsvorschläge enthalten sind“.⁴³

Einen Schritt weiter ist die Evangelische Stadtakademie Bochum gegangen, als sie 2002 eine Projektgruppe ins Leben rief: In Zusammenarbeit mit dem landeskirchlichen Bauamt, dem Katholischen Forum Bochum, dem Bauamt des Bistums Essen, dem Stadtbaurat der Stadt Bochum sowie dem Fachbereich Architektur der Fachhochschule Bochum wurden beispielhaft praktische Konzepte entwickelt, der bisherige Erfahrungsstand dokumentiert sowie Veranstaltungen organisiert, um die Gemeinden für die Nutzungserweiterung von Kirchen zu qualifizieren.⁴⁴

7. Drei Perspektiven

Wie oft bei neuen Themen setzen sich studentische Arbeiten mit dem Thema auseinander. Dazu sollen drei Perspektiven vorgestellt werden: eine raumplanerische, eine Kooperation von Architektur- und Theologiestudenten sowie eine konkret städtebauliche:

⁴³ Ebda., S. 4.

⁴⁴ E. Brennenstuhl: Der Nutzungswandel sakraler Räume und seine Bedeutung für die Stadtentwicklung, in: Begleitheft zu einer Wanderausstellung zur erweiterten Nutzung von Kirchen, Bochum 2006.

Als angehende Raumplanerin hat sich Elke Brennenstuhl in ihrer Diplomarbeit⁴⁵ mit den Potenzialen von umzunutzenden Kirchen für die Stadtentwicklung beschäftigt: Anhand deutscher und englischer Fallbeispiele untersucht sie unterschiedliche mögliche Nutzungen und bewertet jeweils psychologische/ soziale, wirtschaftliche, ökologische, bauliche/städtebauliche, organisatorische/rechtliche Aspekte sowie Kommunikation und Kooperation. Wie bei anderen Revitalisierungs- und Umnutzungsvorhaben auch müsse das stadträumliche Umfeld der Kirche berücksichtigt werden. Sie bewertet die vorgestellten Beispiele danach, inwieweit sie das Quartier sinnvoll ergänzen oder sogar stabilisieren. Auf diesem Hintergrund plädiert sie gegen vorschnelle Eingrenzungen auf bestimmte Nutzungen für Kirchengebäude. Multifunktionale, gemeinnützige und öffentliche Nutzungen seien nicht unbedingt monofunktionalen, kommerziellen und privaten vorzuziehen, wie es oft behauptet werde. Wichtiger seien maßgeschneiderte Einzelfall-Lösungen.

Sie empfiehlt eine strategische Herangehensweise an die Umnutzung von Kirchen. Es sei wichtig, die beteiligten Akteure zu koordinieren und die Stadtöffentlichkeit zu beteiligen. Für beides seien die Erfahrungen von Stadtplanern unverzichtbar, man könne dies von einzelnen Kirchengemeinden nicht erwarten. Die Verantwortlichen seien sich der Bedeutung dieser Frage nicht bewusst, Art und Umfang der Aufgabe würden unterschätzt. Sie schlägt daher vor, den innerkirchlichen horizontalen und vertikalen Erfahrungsaustausch zu verbessern. Auch die Kommunen sollten den Dialog mit den Kirchen suchen und die gesamtstädtische Bedeutung des Nutzungswandels von Kirchen verdeutlichen.

Die gemeinsame Auseinandersetzung von Theologie- und Architekturstudenten mit einer großen Kirche in einem Gründerzeitviertel Stuttgarts wird in dem Buch „modellfallmatthäus“⁴⁶ dokumentiert. Ein Vorschlag schafft eine neue Beziehung zwischen dem Innen- und Außenraum: ein neu eingebauter Jugendraum im Obergeschoss erhält durch die Verglasung einer bislang geschlossenen Rosette ein neues großes Fenster. Damit wird wie durch ein Sprachrohr ein Signal in den Stadtteil gegeben und das Leben innerhalb der Kirche nach Außen sichtbar gemacht (vgl. Abb. 2).⁴⁷

Andere Gruppen schlagen vor, den Kirchenraum mindestens teilweise flexibel zu bestuhlen und den Haupteingang der Kirche zum Schöttle-Platz hin zu verlegen, der im Zuge der Stadtsanierung zum eigentlichen Quartiersplatz ausgebaut worden ist. Die Reorganisation im Kircheninnern und eine neue Beziehung des Gebäudes zum Quartier ergänzen sich.⁴⁸ Die Neuerungen wurden im Verlaufe des Projektes in der Gemeinde praktisch erprobt.

45 E. Brennenstuhl (s. A 7).

46 D. Bayer / T. Erne / U. Gräf / A. Lempelius: modellfallmatthäus. dem Glauben Raum geben – neue Wege im Umgang mit sakralen Räumen, Hamburg 2006.

47 Ebda., S. 68 ff.

48 Ebda., S. 66 und S. 98.

Abb. 2:

Die Kirche soll neue Signale auf den Platz senden: das neue Fenster in der Rosette verbindet zwischen Innen und Außen, zwischen Transparentem und Profanem; Fotomontage aus: D. Bayer/T. Erne u.a. (s. A 46), S. 66.



In einer städtebaulichen Diplomarbeit an der Universität Karlsruhe setzt sich Heide Ulrike Schulz⁴⁹ mit drei Kirchengebäuden im gründerzeitlichen Stuttgarter Westen auseinander, von denen zwei umgenutzt werden sollen. Sie stellt aus städtebaulicher Sicht Überlegungen an, welche sich am ehesten für neue Nutzungen eignen. Schulz schildert die stadträumliche Einbindung der Kirchen, analysiert die Bedürfnisse des Stadtteils und entwickelt jeweils individuelle Vorschläge zur Nutzung und Gestaltung. Sie schlägt z.B. vor, die Johanniskirche als Kirche beizubehalten und ihre Freiräume zu inszenieren, als Übergangszone zwischen Kirche und öffentlichem Raum zu entwickeln und zum Stadtteil hin mit einer Seebühne zu öffnen (vgl. Abb. 3, 4 und 5).

Für die Pauluskirche entwickelt sie ein Konzept mit einem neuen öffentlichen Platz an der Spitze des Grundstücks, der in dem dicht bebauten Stuttgarter Westen eine Kette von öffentlichen Räumen durch den Stadtteil komplettiert. Sie schlägt vor, den Turm abzureißen, das Kirchengebäude in zwei Geschosse zu unterteilen und als großes Kinderhaus zu nutzen: mit Schülerbetreuung im Obergeschoss, Mensa im Erdgeschoß und Kindergarten im Gartengeschoss. Durch die Erschließung am Hang kann sie differenzierte Zugänge und Adressen schaffen (vgl. Abb. 6, 7).

8. Anregungen

Welche Anregungen lassen sich aus diesen Beispielen mitnehmen? Welche zusätzlichen Perspektiven ergeben sich für Entscheider in den Kirchen und in den Städten, wenn sie die städtebauliche Sicht in ihre Erwägungen einbeziehen?

Grundsätzlich bietet die Betrachtung einer Liegenschaft aus der Sicht des umgebenden Quartiers zwei Chancen: Es lassen sich daraus Nutzungsoptionen entwickeln

49 H.U. Schulz: Zukunftsplanung für evangelische Kirchengebäude unter Berücksichtigung ihrer städtebaulichen Einbindung. Das Beispiel Stuttgart West, Diplomarbeit an der Architektur fakultät der Universität Karlsruhe, 2007.

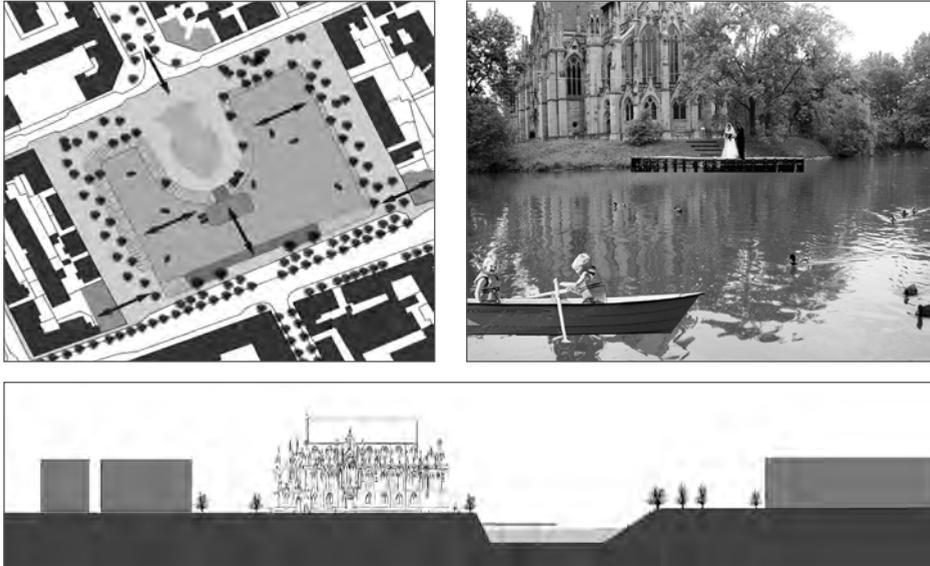


Abb. 3, 4, 5: Ideen für die Johanneskirche in Stuttgart, die an drei Seiten vom Feuersee umgeben wird: Aktivierung der Flächen am Wasser und Öffnung zum Freiraum, neuer Steg. Darstellung in Grundriss, Schnitt und Fotomontage, aus: *H.U. Schulz* (s. A 49).

und diese Betrachtung ist am Gemeinwohl orientiert – nicht an einer Optimierung des Erlöses durch den Verkauf oder die Vermietung einer Liegenschaft (was eine wirtschaftliche Nutzung jedoch nicht ausschließt).⁵⁰ Im Einzelnen ergeben sich Anregungen auf der räumlichen, der zeitlichen und der sachlichen Ebene:

1. Kirchen der Gesamtstadt im Kontext betrachten: Die gesamtstädtische Abwägung bietet mehr Chancen zur Abwägung und Prioritätenbildung. Es lassen sich Pakete schnüren, es lassen sich Maßnahmen quer finanzieren.
2. Den Blick auf das Quartier ausdehnen: Wie sind die Kirchengebäude kleinräumig und großräumig ins Quartier eingebunden? Von wo sind sie sichtbar? Wie repräsentativ sind sie? Wie sind sie vom Straßenraum her zugänglich? Wie sind öffentliche oder kirchliche Freiflächen dem Gebäude zugeordnet? Wie ist die Versorgung mit Stellplätzen, die Erschließung mit ÖPNV, die Lage zu zentralen Versorgungseinrichtungen im Quartier? Gibt es ggf. Verdichtungsmöglichkeiten? Eine solche systematische Standortanalyse sollte Entscheidungen über die Zukunft von Kirchen-

⁵⁰ Der Dialog mit Immobilienspezialisten wird derzeit von der Kirche offenbar häufiger gesucht als der zur Stadtplanung. So gab es in einem Seminarangebot des vhw am 12.11.2007 in Köln: „Kirchliche Immobilien auf dem Prüfstand: Umnutzung – Vermarktung – Projektentwicklung“, in dem es um Fragen der Umnutzung, Mehrfachnutzung und immobilienwirtschaftlichen Verwertung von (Sakral-) Gebäuden ging, Kirchenvertreter und Immobilienspezialisten als Referenten, aber keinen Stadtplaner.

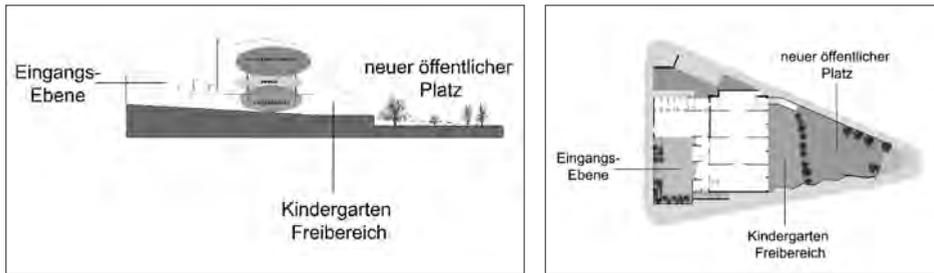


Abb.: 6,7: Ideen für die Umnutzung der Pauluskirche in Stuttgart: öffentlicher Platz im dicht bebauten Quartier als Teil einer Platzabfolge. Nach Abbruch des Kirchturms: Kinderhaus mit differenzierten Zugängen zu den Freibereichen auf den unterschiedlichen Ebenen, aus: *H.U. Schulz* (s. A 49).

gebäuden untermauern. Das Nachdenken über die Kirchen in der Stadt kann auch dazu führen, dass die beibehaltenen Kirchenstandorte besser in den Stadtraum und ins Quartier eingebunden werden und ungenutzte Chancen entdeckt werden.

3. Weitere Beteiligte, weitere Sichtweisen systematisch einbeziehen: Nutzungsmöglichkeiten sollten im Dialog mit dem Quartier entwickelt werden. Aus dem Gespräch mit Bürgern, Unternehmen und Vereinen können sich neue Perspektiven ergeben. Es ist verwunderlich, dass der Dialog der beiden großen Konfessionen untereinander noch nicht so weit fortgeschritten ist. Denn sie sind von zurückgehenden Mitgliederzahlen in aller Regel ähnlich betroffen. Ein gemeinsamer Diskurs über die Zukunft ihrer Kirchengebäude wäre nahe liegend.
4. Dem Prozess Zeit lassen: Gerade wenn man kulturelle oder sonstige gemeinschaftsorientierte Nutzungen für Kirchen sucht, brauchen tragfähige Konzepte Zeit, um zu reifen.⁵¹ Selbst wenn man sich dabei zukünftig Umwege ersparen kann,⁵² weil man auf gelungene Vorbilder zurückgreifen kann, wird dies kein Routinevorgang werden. Es werden individuelle, maßgeschneiderte, auf den jeweiligen Ort und seine Akteure zugeschnittene Lösungen gefunden werden müssen. Wenn dies nicht geschieht und wenn zu lange gewartet wird, dann steht zu befürchten, dass „Lösungen“ gefunden werden, die weder der Kirche noch dem Quartier gut tun. Je früher und entschiedener daher solche Prozesse aktiv eingeleitet werden, desto größer sind die Chancen, diesen Wandel aktiv und zukunftsorientiert zu gestalten.

51 Dies bestätigt sich im Übrigen auch durch Erfahrungen mit der Umnutzung anderer öffentlichkeitsoientierter Gebäude, z.B. von Empfangsgebäuden von Bahnhöfen in kleinen Gemeinden, die heute vielfach nicht mehr benötigt werden und für die dann neue Nutzungen gesucht werden müssen.

52 Wie z.B. die Entwicklung eines Konzeptes der Passionskirchengemeinde in Berlin Kreuzberg aus einer Gemeinwesenarbeit und offenen Jugendarbeit, die im Kiez bereits in den 1970er Jahren begann. Daraus entwickelte sich dann in den 1990er Jahren das Konzept für den Umbau der Kirche nicht nur für Gottesdienste, sondern vor allem für multikulturelle Stadtteilarbeit; vgl. *H. Schwebel / M. Ludwig* (s. A 20), S. 14.

Karin Berkemann

„Der Stadt bestes“ Wiederentdeckung der Stadtteilkirchen des 19. und 20. Jahrhunderts

Einführung

„Oft stehen Kirchen mitten im Ort. Dort gehören sie auch hin, weil die christliche Gemeinde in der Mitte der Gesellschaft ihren Ort hat. [...] Kirchen gehören zur Silhouette eines Dorfes, einer Stadt“.¹ So würdigte die Leipziger Synode der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) 2003 die Bedeutung ihrer Bauten. Unter dem Jeremia-Wort „Suchet der Stadt Bestes...“ leitete sie aus der herausgehobenen städtebaulichen Lage einer Kirche deren besondere gesellschaftliche Stellung ab. Doch wie steht es dann, abseits der zentralen gotischen Kathedralen und barocken Dome, mit den historistischen und modernen Stadtteil-Kirchen?

Gerade die Kirchen des 19. und 20. Jahrhunderts jenseits der Innenstädte schreiben aktuell – angesichts schwindender Finanz- und Mitgliederstärke der beiden großen christlichen Konfessionen – negative Schlagzeilen, sind zunehmend von Aufgabe bedroht oder betroffen.² Ausgehend von der jüngeren Fach-Diskussion fragt der folgende Beitrag daher nach Wegen der Wiederentdeckung und Erhaltung historistischer wie moderner Stadtteil-Kirchen. Möglichkeiten und Chancen einer raumwahrnehmenden Kirchen-Erschließung beleuchten vier ausgewählte Bauten,³ die einen Bogen vom frühen 19. bis ins späte 20. Jahrhundert, von gemeindlicher Sondernutzung über touristische und kulturelle Öffnung zum sozialen Stadtteil-Zentrum schlagen.

1 Kundgebung der 10. Synode der Evangelischen Kirche in Deutschland auf ihrer 1. Tagung zum Sachthema „Der Seele Raum geben – Kirchen als Orte der Besinnung und Ermutigung“, in: Der Seele Raum geben. Kirchen als Orte der Besinnung und Ermutigung. Texte zum Sachthema der 1. Tagung der 10. Synode der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) vom 22.-25.05.2003, Leipzig, hrsg. vom Kirchenamt der EKD, Hannover 2003, S. 2-4, hierin: S. 3.

2 Vgl. u.a.: In Frankreich werden die ersten Kirchen in Schutt und Asche gelegt, in: net tribune, 10.05.2008 (www.net-tribune); Bischof Feige zum internen Reformprozess im Bistum Magdeburg: „Wir bauen ein Stück Bistum um“, in: Volksstimme 06.05.2008 (www.volksstimme.de); Pastor Golon hinterfragt die Zukunft der Kirchen. Wenn Gotteshäuser aufgegeben werden müssen – Bittere Qual der Wahl – Verfall besser als Abriss, in: Stader. Buxtehuder. Altländer Tageblatt, 21.04.2008 (www.tageblatt.de); S. Toepfer, Neue Debatte über Abgabe von Gotteshäusern, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 10.03.2008.

3 Vier Beispiele aus der Forschungs- und Beratungsarbeit der Verfasserin (vgl. u.a. www.kirchenkunst.info).

2. Raum-Wahrnehmung – Diskussionen um die Rolle städtischer Kirchen

Die Diskussion um städtische Kirchen reicht weiter zurück als die jüngsten Presseartikel. Noch bis in die 1970er Jahre opferte man vielerorts, zugunsten innovativer Gemeindekonzepte, überlieferte Kirchenräume einem tiefgreifenden Um- oder Neubau. In engem Austausch mit der erstarkenden Denkmalpflege suchten Fachleute jedoch ab Mitte der 1970er Jahre nach Modellen, geschichtsträchtige (Innen-)Stadtkirchen behutsamer durch vielfältige Nutzungen zu beleben und zu erhalten. Nach und nach rückten auch die noch jungen Gemeindezentren der Neubau-Viertel ins Blickfeld, deren ursprüngliche Offenheit viele Gemeinden schleichend „sakral“ umgestalteten.⁴

Im Berlin der 1980er Jahre richtete sich die Aufmerksamkeit auf den die Stadt umgebenden Ring historistischer Quartierkirchen, die nicht zuletzt die „Kirchenguste“, Kaiserin Auguste Viktoria, als Bollwerk gegen den „Sittenverfall“ einer säkularisierten Arbeiterschaft gefördert hatte. Gemeinsam diskutierten Stadt, Kirche und Fachwelt in den „Berliner Gesprächen“ seit 1987 neue Wege, die Stadtteil-Kirchen der Jahrhundertwende in nunmehr multikulturellen Vierteln zu bewahren. Keiner dieser Bauten, ob denkmalgeschützt oder (noch) nicht, sollte abgerissen, sondern vielmehr zum Quartier geöffnet werden. Auch über Berlin hinaus empfahlen Untersuchungen eine solche sozial oder kulturell erweiterte Nutzung als chancenreich.⁵

Mit der Suche nach neuen Kirchen-Nutzungen verband sich auch das Bestreben, Kirchenbauten theologisch neu wertzuschätzen und didaktisch zu vermitteln. Hierfür legten die experimentellen Gemeindebeteiligungen beim Bau gemeindlicher Zentren, die methodischen Aufbrüche der „Offenen Kirchen-Arbeit“ gerade in den Städten bereits früh kreative Grundlagen. Durch die Veröffentlichung erster „Lehrbücher“ wurden diese Ansätze seit den ausklingenden 1990er Jahren systematisiert und einer breiteren Öffentlichkeit als „Kirchen(raum)pädagogik“ vorgestellt. Es entfaltete sich ein Netzwerk von Lehrgängen, Arbeitsstellen und Verbänden der neuen Fachrichtung, um Kirchenbauten in ihrer geschichtlichen wie geistlichen Dimension didaktisch zu erschließen.⁶

4 Vgl. u.a. G. Rombold (Bearb.), Kirche und Denkmalschutz, Linz/Donau 1975; R. Bürgel (Hrsg.), Umgang mit Raum. Dokumentation über den 16. Evangelischen Kirchbautag Kassel 1976, Gütersloh 1976; M. Görbing u.a. (Hrsg.), Planen – Bauen – Nutzen. Erfahrungen mit Gemeindezentren, Gießen 1981.

5 Vgl. Neue Nutzungen von alten Kirchen. Dokumentation der Veranstaltung, Referate und Diskussionsbeiträge. Erstes bis Fünftes Berliner Gespräch, hrsg. von der Evangelischen Kirche in Berlin-Brandenburg, Berlin 1988-1997; F. Grundmann / H. Schwebel (Bearb.), Citykirchen, Darmstadt 1992; H. Schwebel / M. Ludwig, Kirchen in der Stadt, 2 Bde., Marburg 1994/96.

6 Vgl. u. a. H. Muck, Auf dem Wege zur City-Kirche, in: kunst und kirche 55 (1992), S. 183-185; T. Klie (Hrsg.), Der Religion Raum geben. Kirchenpädagogik und religiöses Lernen, Münster 1998; R. Degen / I. Hansen (Hrsg.), Lernort Kirchenraum. Erfahrungen – Einsichten – Anregungen, Münster 1998; M.L. Goecke-Seischab / J. Ohlemacher, Kirchen erkunden – Kirchen erschließen. Ein Handbuch mit über 300 Sachzeichnungen und Übersichtstafeln, sowie einer Einführung in die Kirchenpädagogik, Lehr/Kevelaer 1998; S. Glockzin-Bever / H. Schwebel (Hrsg.), Kirchen – Raum – Pädagogik, Münster 2002;

Mit sich verschlechternder Finanzlage fragen heute übergreifende Fach- und Kirchen-Gremien verstärkt, welche Rolle Kirchen gerade an den Stadt-Rändern künftig spielen. Vor Ort jedoch werden bisher zumeist historische Innenstadt-Kirchen mit kulturellen, sozialen und pädagogischen Zusatz-Angeboten ausgestattet. Mit Erfolg, wie ein Perspektiv-Papier der EKD 2006 betonte und eine übergemeindliche Erschließung zum Zukunftsmodell für zentrale Standorte erhob. „Kleinere“ Kirchen hingegen könnten demnach teils auch durch Kirchbauverein oder Initiativgruppe als Identitätsträger erhalten werden – eine Option, von der das Perspektivpapier allerdings Nachkriegskirchen ausschloss. Welche Chancen blieben dann den jüngeren Stadtteil-Kirchen?⁷

1. Sonder-Kirche – Umgestaltung der Heidelberger Universitätskirche Peterskirche

Der raumwahrnehmende Blick auf Stadtteil-Kirchen des 19. und 20. Jahrhunderts kann helfen, ihre Potenziale zu erschließen und zukunftsgerichtet zu nutzen – wie im Fall der Heidelberger Universitätskirche Peterskirche,⁸ die in einem intensiven Beratungsprozess zur Stärkung ihrer Sondernutzung und Vermittlung ihrer geistlich-geschichtlichen Werte fand. Durch die Jahrhunderte wurde die im Kern älteste Kirche Heidelbergs immer wieder an sich wandelnde Funktionen und Liturgien angepasst, erhielt ihre prägende Gestaltung jedoch im 19. Jahrhundert. Bis 1870 konnte Ludwig Franck-Marperger die brach gefallene gotische Stadtkirche in historisierenden Formen als Universitätskirche wiederherstellen.

So präsentiert sich die Peterskirche heute als einheitlich wirkendes neu-gotisches Gebilde: Betritt man den Bau von Westen durch den markanten Turm, öffnet sich nach Durchschreiten des die Orgelempore stützenden filigranen „Pfeiler-Walds“ eine hohe, dreischiffige, kreuzgewölbte Halle. Seit Jahrzehnten wird der stimmungsvolle Innenraum nicht von einer „klassischen“ Ortsgemeinde, sondern von Universitätsgemeinde wie Evangelischer Studierendengemeinde für Gottesdienst, Andacht und Kirchenmusik breitgefächert genutzt. Am Rand der vielbesuchten Altstadt gelegen, stand die Peterskirche jedoch für Ortsansässige wie touristische Gruppen lange im Schatten der „Citykirche“ Heiliggeist oder bekannterer Sehenswürdigkeiten wie Schloss und Philosophenweg.

B. Neumann / A. Rösener, Kirchenpädagogik. Kirchen öffnen, entdecken und verstehen. Ein Arbeitsbuch, Gütersloh (2. Aufl.) 2003.

7 Vgl. u.a. M. Ludwig/H. Schwebel, „Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft...“. Texte zur Erhaltung und Nutzung von Kirchengebäuden, Gütersloh 2006; Kirche der Freiheit. Perspektiven für die evangelische Kirche im 21. Jahrhundert. Ein Impulspapier des Rates der EKD, hrsg. vom Kirchenamt der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD), Hannover o.J. [2006], hierin vor allem: S. 19, 25-26, 41-42, 59, 68, 99.

8 Vgl. u.a. A. Seeliger-Zeiss, Ev. Peterskirche Heidelberg. Universitätskirche, München/Zürich 1986; Die Peterskirche in Heidelberg. Innenrenovierung 2005, hrsg. von der Ev. Stiftung Pflege Schönau, Heidelberg 2005.

Um für die Universitätskirche eine „Besucher-Öffnung“ und flexiblere Nutzungen zu ermöglichen, wählten Gemeinde und Baulastträger Evangelische Stiftung Pflege Schönau, begleitend zu einer Innenrenovierung, eine theologische Beratung.⁹ Zu Beginn des sich anschließenden Beratungsprozesses benannte die Gemeinde zwei „Problempunkte“: An den vor allem im Altarraum angebrachten historischen Grabdenkmälern nahmen viele Gottesdienst- und Kirchenbesucher Anstoß, da sie den Tod zu massiv in den Blickpunkt rücken würden. Zudem erwog man, in dem um vier Stufen erhöhten Chorraum, den um zwei weitere Stufen erhöhten, massiven Altartisch der Nachkriegszeit durch neue bewegliche Prinzipalstücke zu ersetzen.

Durch einen Workshop der Beratern mit dem Kapitel der Peterskirchengemeinde konnten schließlich die gestalterischen und inhaltlichen Potenziale der Peterskirche für Altstadt und Gemeinde (neu) erschlossen werden. Im Verlauf eines Tages bespielte und erprobte man hierbei verschiedene Raumzonen der Kirche mit unterschiedlichen Nutzungsformen – vom Vortrag bis zur gemeinsamen Mahlzeit. Neben einem Impulsreferat zu ausgewählten Kirchen(um)gestaltungen wurden raumwahrnehmend Stärken und Schwächen der Peterskirche herausgearbeitet und in Arbeitsgruppen vertiefend diskutiert. Vor diesem Hintergrund formulierten die Workshop-Teilnehmenden ihre Nutzungs- und Gestaltungswünsche für den bevorstehenden Bauprozess.

Dieser, in einer schriftlichen Perspektiventwicklung festgehaltene Konsens wurde in seinen funktional-gestalterischen Details mit weiteren Beratungsbesuchen vertieft und konkretisiert. Im Verlauf der Baubegleitung fanden die Beteiligten 2005 zu einer behutsamen, die Raumpotenziale nutzenden Neu- und Umgestaltung. Hierzu wurde der neu-gotische Kirchenraum etwa durch eine neue, hellere, auf historischen Funden basierende Farbfassung leichter und weiter gestimmt. Einzelne Zonen der Kirche sol-



Abb. 1: Peterskirche in Heidelberg - Universitätskirche am Rand der Altstadt (Foto: K. Berkemann, 2005).

9 Gemeinsam mit dem Theologen Matthias Ludwig (www.kirchenbauten.info) beriet die Verfasserin hierbei im Auftrag der Evangelischen Stiftung Pflege Schönau (www.esp-schoenau.de) begleitend zu einer Umgestaltung, die unter dem Ettlinger Architekten Stephan von Freydorf erfolgte und neue Prinzipalien des Künstlers Matthias Eder einbezog.

len zudem nach und nach als besondere liturgische Bereiche geprägt, mit Fenstern des Glaskünstlers Johannes Schreiter ausgestattet werden.

Nicht zuletzt ordnete man den Altarraum neu: Der Chorraum wurde auf ein vormaliges, eine Stufe tiefer liegendes Fußbodenniveau zurückgeführt. Zugleich ersetzte man den erhöht und fest stehenden Stein-Altartisch der Nachkriegsrenovierung durch einen ebenerdig stehenden, durchbrochenen Altar-Würfel, der trotz seines „massiven“ Äußeren prinzipiell bewegt werden kann. Das ästhetisch-pragmatische Gleichgewicht aus festen und flexiblen Ausstattungsstücken ermöglicht nun den wechselnden „Nutzergruppen“ sowohl klassische, auf das Kirchenschiff ausgerichtete größere Gottesdienste als auch intimere, sich auf den Chorraum beschränkende Abendmahlsfeiern und Andachten. Zudem kann die neue Beleuchtung und Bestuhlung des Kirchenraums individuell auf verschiedene, auch kulturelle Nutzungen angepasst werden.

Die Grabdenkmale der Peterskirche wurden als Zeugnis gemeindlicher Geschichte, der Gemeinschaft von Lebenden und Toten wiederentdeckt und für Besuchende erschlossen. Seit 2005 engagiert sich eine Gruppe Ehrenamtlicher für die regelmäßige Kirchen-Öffnung, die täglich im Schnitt bereits 50 Menschen auf der Suche nach Kunst und Stille nutzen. Der in der Beratung raumwahrnehmend erarbeitete neue Blick auf das vertraute Bauwerk, die Wiederaneignung seiner im 19. Jahrhundert geprägten Sonderfunktion als Universitätskirche ermöglichte es, die Peterskirche am Rand der Altstadt für Gemeinde und Besuchende neu zu öffnen.

2. Gast-Kirche – Vernetzung des „Bibelturms“ im Dessau-Wörlitzer Gartenreich

Eine ganz andere „Stadtrand-Lage“ bestimmt die Kirche St. Petri,¹⁰ deren gastoffene Nutzung eine touristische Studie dokumentierte und mit weiteren Punkten des „geistlichen Reisens“ vernetzte. Bildete der geschichtsträchtige Bau bereits den Mittelpunkt der mittelalterlichen Stadt Wörlitz, ist die Siedlung heute eng mit dem benachbarten Dessau verbunden. Beide Orte eint das UNESCO-Weltkulturerbe „Dessau-Wörlitzer Gartenreich“, das ab den 1760er Jahren als deutschlandweit neuartige, klassizistisch-neugotische Parklandschaft entstand.

An der Grenze des Parks wurde die inzwischen reformierte St. Petri-Kirche bis 1809 unter Baudirektor Hesekeel so tiefgreifend neugotisch umgestaltet, dass nur noch einige versteckte Mauerreste auf ihre vorangegangene Baugeschichte verweisen. Den einladend hellen, tonnengewölbten Gottesdienstraum umfängen im Inneren zweigeschossige hölzerne Emporen. Nach außen zeigt sich der Bau backsteinverkleidet über kreuzförmigem Grundriss auf einer Anhöhe, im Osten von einem Dachreiter,

10 Vgl. u.a. H. Dauer u.a. (Bearb.), Kirchen im Dessau-Wörlitzer Gartenreich, hrsg. von der Ev. Landeskirche Anhalts, Dessau 2000; K. Berkemann, Spiritueller Tourismus in Sachsen-Anhalt. Potenzialanalyse und Handlungsempfehlungen für eine besondere Reiseform, hrsg. vom Ministerium für Wirtschaft und Arbeit des Landes Sachsen-Anhalt/Referat Tourismus, Magdeburg/Lutherstadt Wittenberg 2006.

im Westen von einem Turm überragt. Bereits Anfang des 19. Jahrhunderts als Aussichtspunkt über die Parklandschaft konzipiert, bildet der schlanke Kirchturm bis heute den höchsten Punkt von Wörlitz.

In dieser prominenten, vom 19. Jahrhundert erschlossenen Lage sollten auch über den Gottesdienst hinaus Park-Besucher geistlich angesprochen werden, so dass die örtliche evangelische, katholische und methodistische Gemeinde 1994 mit der Evangelischen Landeskirche Anhalts und dem Gemeinschaftsverband Sachsen-Anhalt e.V. den „Bibelturm“ ins Leben riefen. Gegen Eintritt kann man den Kirchturm seitdem bis zur Dachplattform besteigen und zugleich „auf dem Weg“ eine erlebnisorientierte Ausstellung zu biblischen Themen betrachten. Ein Angebot, das jährlich von rund 15.000 Gästen wahrgenommen wird, denen der Kirchenraum für Andacht und Kunstgenuss offen steht.

Das engagierte Projekt in St. Petri war wiederum in eine Reihe weiterer geistlicher Angebote eingebunden, gestaltete man doch im Jahr 2000 den „Pilgerweg 2000 – mit Christus auf dem Weg“ durch verschiedene Stationen der Evangelischen Landeskirche Anhalts. Hierbei wurde über mehrere Monate, begleitet von Gottesdiensten und anderen Veranstaltungen, eine Kerze von Ort zu Ort weitergereicht. Daneben ist der im Rahmen der EXPO konzipierte und bis heute bestehende „Kirchenpfad“ im Gartenreich Dessau-Wörlitz zu benennen, zu dem ein Buch sowie Einzelführer Informationen zur kulturellen sowie zur geistlichen Seite der Kirchen geben.

Um solch innovative Ansätze weiter zu fördern und zukunftsgerichtet zu vernetzen, beauftragte das Ministerium für Wirtschaft und Arbeit des Landes Sachsen-Anhalt 2005 eine bundeslandweite Studie¹¹ zu geistlich orientierten Reiseangeboten. Unter dem Stichwort „Spirituelle(r) Tourismus“, dem körperlichen wie geistlichen Reisen, wurden beispielhafte Orte und Räume der beiden großen christlichen Konfessionen



Abb. 2: St. Petri in Wörlitz - „Bibelturm“ im Dessau-Wörlitzer Gartenreich (Foto: K. Berkemann, 2005).

11 Die Studie „Spirituelle(r) Tourismus in Sachsen-Anhalt“ wurde von der Verfasserin 2005-06 im Auftrag des Ministeriums für Wirtschaft und Arbeit/Sachsen-Anhalt in Verbindung mit der TourismusRegion Wittenberg e.V. und in Zusammenarbeit mit Landeskirchen und Bistum auf dem Gebiet des Bundeslandes erarbeitet.

ausgewählt, bereist, erforscht, beschrieben und evaluiert – von Pilgerwegen und Wallfahrten über (klösterliche) Gemeinschaften, Zentren, Bildungshäuser und Stadtlandschaften, bis hin zu geistlichen Tagesangeboten.

Im Verlauf der Studie, 2006 mit einer Wittenberger Fachtagung vorgestellt, erwies sich das geistliche Reisen als hoffnungsvolles touristisches Querschnittsthema, das eng mit dem Bildungs-, Natur- und Kulturtourismus verzahnt ist. Als Motive für den Besuch eines Kirchenraums ließen sich vor allem Neugier, die Suche nach Ruhe, Sinn und Kultur sowie die Teilnahme an religiösen Handlungen herausarbeiten. Damit kann der „Spirituelle Tourismus“ auch über Sachsen-Anhalt hinaus zwei Zielgruppen zugleich ansprechen: für den Besuch von Kirchen, Klöstern und Studienreisen, ähnlich dem Kulturtourismus, vor allem ältere, besonders in Gruppen reisende Touristinnen, für Pilgerwege hingegen in der Regel Schüler und Studenten mittleren Alters.

So offenbarten nicht allein Kirchen der „Straße der Romanik“, sondern ebenso charakterstarke Bauten des 19. und 20. Jahrhunderts große Potenziale: die Tradition ihrer Kirchenbaukunst, die Authentizität der sie nutzenden Gemeinschaften und das Wissen der sie erschließenden Institutionen. Darauf aufbauend entfaltete die Studie konkrete Handlungsempfehlungen, um Gemeinden und Gebäude gleichermaßen für Besuchende zu öffnen. In der Folge wurden „spirituelle“ Reisebausteine und Wegeführungen (weiter)entwickelt – wie etwa der Wörlitzer „Bibelturm“ seit 2008 eine geistliche Station des „Lutherwegs“ bildet, der auf den Spuren Martin Luthers Orte zwischen den Lutherstädten Eisleben und Wittenberg chancenreich verbindet.

3. Gedenk-Kirche – Nutzungssuche der Berliner Martin-Luther-Gedächtnis-Kirche

Im Berliner Stadtteil Mariendorf wurzelt ein Bau tief in den Umwälzungen der Zwischenkriegszeit, die evangelische Martin-Luther-Gedächtnis-Kirche¹² – porträtiert in der Wanderausstellung „Schätze! Kirchen des 20. Jahrhunderts“, die einem breiten Publikum Geschichte und Werte moderner Kirchenbauten vermittelt. Während die Planungen für die Mariendorfer Kirche bereits 1929 vorlagen, konnte Curt Steinberg den Bau erst 1935, nach der Machtüberlassung an die nationalsozialistische Partei, fertig stellen. So steckt der Mariendorfer Kirchenraum voller künstlerischer wie politischer Widersprüche, die sich im Spannungsfeld zwischen architektonischer Raumgestaltung und „dekorativer“ Ausstattung wiederfinden.

12 Vgl. u.a. W. See u.a., 50 Jahre. 1935 1985. Martin Luther Gedächtnis Kirche Mariendorf. Festschrift, Berlin 1985; W. Zahner / K. Berkemann (Hrsg.), Schätze! Kirchen des 20. Jahrhunderts, Ausstellungskatalog, DG Deutsche Gesellschaft für christliche Kunst, München, in Verbindung mit dem EKD-Institut für Kirchenbau und kirchliche Kunst der Gegenwart an der Philipps-Universität Marburg und dem Deutschen Liturgischen Institut, Trier, 2007, Wanderausstellung, Lautertal 2007 (www.ev-kirchengemeinde-mariendorf.de).

Am backsteinverkleideten Außenbau der Martin-Luther-Gedächtnis-Kirche ist noch die straffe, bereits fast monumentale, dabei aber noch maßstäblich bleibende Formensprache des Expressionismus an der Schwelle zur Moderne abzulesen. Hoch aufragend bestimmt der dem Schiff vorgelagerte Turmriegel die Platzanlage des Berliner Stadtteils. Der dahinter aufgespannte, tonnengewölbte Kirchensaal wird außen wie innen ebenfalls durch aufstrebende vertikale Bänder gegliedert. Vor den Wänden, die zwischen Putz- und Backsteinflächen wechseln, staffeln sich die Kirchenbänke in Schiff und Emporen theaterähnlich zum sich halbrund anfügenden Chorraum.

Deutlich nationalsozialistische Motive hingegen wählte man um 1935 für die Ausstattung des Kirchenraums: vom Hakenkreuz auf den Ornamentplatten Heinrich Mecklenburgers über die „arisch“ anmutende Christusfigur bis zum SA-Mann an der Kanzel, beide von Hermann Möller gestaltet. In dieser zwiespältigen Kirche

wurde Jochen Klepper getraut, der als verfolgter Schriftsteller später mit seiner Familie den Freitod wählte. Einige der nationalsozialistischen Elemente des Innenraums entfernte man wohl bereits vor dem Zweiten Weltkrieg, da über „Hoheitszeichen“ des damaligen Staates laut Gesetz nicht die Kirche verfügen sollte.

Bis heute vermittelt der Bau außergewöhnlich geschlossen das Bild einer nationalsozialistisch geprägten Kirche. Dieses schwierige Erbe griff die Gemeinde engagiert auf, begann über klassische Gottesdienste hinaus mit „Nagelkreuzandachten“ zur Versöhnung der ehemals Verfeindeten und entwickelte eine Ausstellung zu Jochen Klepper. Durch schwindende Finanz- und Mitgliederstärke wurde der Gemeindefokus jedoch in die historische Dorfkirche verlagert. Zudem bedarf vor allem der Turm der Martin-Luther-Gedächtnis-Kirche einer teuren Sanierung, dessen allein sichernde Einrüstung die Gemeinde jährlich erhebliche Mittel kostet.

Gemeinde, Kirchenkreis, Landeskirche und kulturelle Vereinigungen suchen daher dringend nach einer neuen Nutzung für den denkmalgeschützten Bau. Sie muss der spannungsreichen Geschichte dieses besonderen Raums gerecht werden: vielleicht



Abb. 3:
Martin-Luther-Gedächtnis-Kirche in Berlin
- Gedenkort der Kirche im Nationalsozialismus
(Postkarte nach 1935).

als Gedenkort, vielleicht als Kultur- und Musikraum. Diesen und zwölf weitere, ausgewählte moderne Kirchenbauten porträtiert die deutschlandweite Wanderausstellung „Schätze! Kirchen des 20. Jahrhunderts“,¹³ erarbeitet für die Deutsche Gesellschaft für christliche Kunst – in Verbindung mit dem Deutschen Liturgischen Institut und dem EKD-Institut für Kirchenbau und kirchliche Kunst der Gegenwart.

Fachpublikum wie „Zufallsgäste“, kulturell wie kirchlich Interessierte werden durch bau- und theologiegeschichtlich informierende, reich bebilderte Tafeln, lokal vertiefende Ausstellungs- oder Veranstaltungselemente sowie „Zeitzeugen-Interviews“ in eigens produzierten Medien für Schönheiten und Werte moderner Kirchen sensibilisiert. Unterstützt durch die Öffentlichkeitswirkung der Ausstellung verfügen inzwischen drei der in „Schätze!“ porträtierten, damals abrisssbedrohten Kirchen über Erhaltungsperspektiven. Und deutschlandweit wurden viele Kirchen in ihrer Nutzungs-Suche bestärkt – wie etwa die Berliner Martin-Luther-Gedächtnis-Kirche durch Kulturveranstaltungen, Fachtagung und Ausstellung zum nationalsozialistischen Kirchenbau weiter für ihre geschichtsbezeugende Bedeutung im Stadtteil wirbt.

4. Stadtteil-Kirche – Inwertsetzung des Hamburger Zentrums Mümmelmansberg

Im und mit dem hochhausgeprägten Stadtteil Mümmelmansberg errichteten Friedhelm Grundmann, Otto Rehder und Friedhelm Zeuner bis 1976 das Evangelische Gemeindezentrum,¹⁴ das als jüngstes Bauwerk in der Ausstellung „Baukunst von morgen! Hamburgs Kirchen der Nachkriegszeit“ des Hamburger Denkmalschutzamts porträtiert wurde. Die Ausstellung warb für eine neue Wertschätzung denkmalwürdiger Nachkriegskirchen der Hansestadt mit einem liebevoll fachkundigen, ästhetischen Blick auf ihre Geschichte, Gestaltung und Nutzung – und damit auch auf dieses in seiner Zeit innovativ, einladend und klar gestaltete Stadtteil-Zentrum.

Gegen die umgebende Profanarchitektur der Wohnbausiedlung Mümmelmansberg nimmt sich das Evangelische Gemeindezentrum in der Höhe stark zurück. Mit dem flach gedeckten Komplex verbanden die Architekten zwei durch unterschiedliche

13 Die Wanderausstellung wurde von der Verfasserin bis 2007 projektleitend erarbeitet und begleitet. Allein in Hamburg informierten sich rund 2.000 Menschen anhand von „Schätze!“ in der Hauptkirche St. Jacobi. Über die Hansestadt hinaus gastierte die Ausstellung bereits an zehn weiteren Orten. Für lokale Akzeptanz sorgte vielerorts die Anbindung an Großveranstaltungen: Vom Evangelischen Kirchentag über Buchmesse und Katholikentag bis zum Tag des offenen Denkmals. Zudem wurden eigens für „Schätze!“ Medien produziert: Die Hörstation ermöglichte das Kölner „domradio“, den Film zur Ausstellung erarbeitete Stefan Gabelt.

14 Vgl. u.a. Kirche auch ohne Türme, in: Nordelbische Kirchenzeitung 54, 11 (1978), S. 4-5; K. Berkemann (Bearb.), „Baukunst von morgen!“ Hamburgs Kirchen der Nachkriegszeit, Ausstellungskatalog, Denkmalschutzamt Hamburg und Freie Akademie der Künste Hamburg, 06.09.-07.10 2007, Freie Akademie der Künste Hamburg, hrsg. von der Kulturbehörde/Denkmalschutzamt Hamburg, München/Hamburg 2007.



Abb. 4: „Baukunst von morgen!“ in Hamburg - Ausstellung zu den Nachkriegskirchen der Hansestadt (Foto: K. Berkemann, 2007).

Funktionen geprägte Baukörper: den Wohnungsbau mit Pastoren- und Mitarbeiterwohnungen sowie das Gemeindehaus mit Gottesdienststätte, Gemeinderäumen, Altagestätte, Jugendtage und Kindergarten. Beide Bauglieder wurden mit einem Vorplatz und sich daran anschließender Fußgängerpassage zum Stadtteil hin geöffnet.

Das Gemeindezentrum hebt sich aus der, als monoton empfundenen Umgebung weniger durch seine Bauform, als vielmehr durch seine außergewöhnliche Material- und Farbgestaltung heraus. Großflächige, emaillierte Stahlplatten verleihen dabei dem Außenbau eine glatte, durch die Plattenfugen wie gerastert wirkende Oberfläche. Hans Kock gestaltete die Fassaden in farbenstarker, stilisierender Formsprache mit Motiven, die er der religiösen wie der alltäglichen Bildwelt entlehnte.

Im Inneren des Gottesdienstraums, wie weitere Gemeinderäume über ein Foyer erschlossen, greift die plastische Deckengestaltung die Fassadenbilder wieder auf. Farbige, einander überlagernde, organisch wirkende Formen staffeln sich bis zum „Altarraum“, der nicht durch Stufung, sondern allein durch Lichtführung ausgezeichnet wird. Programmatisch flexibel konzipierte Hans Kock die gesamte Ausstattung, deren leicht wirkender, filigran gestalteter Altartisch sich deutlich von traditionellen, monumentalen Altarblöcken absetzte. So fand die Theologie der 1970er Jahre in ihrer Beto-

nung der Gemeinde, des Gesellschaftsbezugs kirchlicher Arbeit bis in die Details ihren künstlerischen Ausdruck.

Das Evangelische Gemeindezentrum Mümmelmannsberg überwindet die Trennung zwischen Innen- und Außenraum, religiöser und weltlicher Sphäre, bildender und bauender Kunst. Damit entspricht es dem Konzept des multifunktionalen Gemeindezentrums, geht aber zugleich einen Schritt über dieses hinaus. Gezielt hebt sich der Bau nicht durch traditionelle „Sakralität“, sondern durch besondere bauliche und gestalterische Qualität aus seiner Umgebung heraus. Für eine flexiblere Nutzung wurde das denkmalgeschützte Gesamtkunstwerk – nach einer engagiert geführten Diskussion um seinen Erhalt – schließlich im Frühjahr und Sommer 2007 renoviert. Wurde bereits die Sanierung mit großem ehrenamtlichen Einsatz unterstützt, entfaltet das Zentrum heute im Stadtteil neu generationsübergreifende, soziale und geistliche Angebote.

Solche Entwicklungen dokumentierte und beförderte die Ausstellung „Baukunst von morgen!“¹⁵ des Hamburger Denkmalschutzamts, die zwanzig Nachkriegskirchen der Jahre 1949 bis 1976 auf Tafeln in Wort und Bild porträtierte und durch überdimensionale Architekturfotos und ausgewählte Exponate ergänzte. Als eine der erfolgreichsten Ausstellungen in der Freien Akademie der Künste hob das Projekt Bekanntheit und Akzeptanz der qualitativ vollen Nachkriegs-Kirchenlandschaft Hamburgs – und stärkt damit als Akt präventiver Denkmalpflege weiterhin bedrohte Kirchen in den sich kirchlich wie sozial wandelnden Vierteln.

Raum-Erschließung – aus dem Stadtteil für den Stadtteil

Die vorgestellten Beispiele stehen stellvertretend für unterschiedliche Kirchenraumkonzepte der letzten beiden Jahrhunderte, für vielfältige Ansätze ihrer raumwahrnehmenden Erschließung. Gemeinsam ist ihnen, dass ihre Öffnung zum umgebenden Viertel aus einem neuen Geschichtsverständnis erwuchs. Denn letztlich antwortete der Bau vieler Stadtteilkirchen der vergangenen beiden Jahrhunderte auf dieselbe Frage, die uns heute bei Sparplänen zu eben diesen Kirchen umtreibt: Kirche reagierte auf sich abzeichnende Säkularisierung damals mit Erweiterung und Neubau, heute mit Konzentration, Schließung und Abriss.

Somit tragen viele Stadtteil-Kirchen die Lösung für ihre künftige Nutzung und Erhaltung in sich. Die Wahrnehmung ihrer geschichtlichen Besonderheiten, theologischen Eigenheiten und sozialen Gegebenheiten im Viertel bietet die unabdingbare Grundlage, sie individuell neu zu erschließen und für das Viertel zu öffnen. Hierfür sind die methodischen Möglichkeiten breit gefächert, reichen von der individuellen Beratung vor Ort über regional vernetzende Forschungsprojekte bis zur Vermittlung an eine breite Öffentlichkeit mit Ausstellung, Veröffentlichung oder Veranstaltungsreihe.

15 Die Ausstellung wurde 2007 von der Verfasserin für das Hamburger Denkmalschutzamt kuratiert.

Eine neue Wahrnehmung und didaktische Vermittlung kirchlicher Räume kann, aber muss dabei nicht in gestalterische Schritte münden.

Vielfach genügt schon der neue Blick auf Vertrautes, das Bewusstwerden der Schönheiten und Werte, der Stärken und Möglichkeiten eines Kirchenraums, um den kirchlichen Standort zu bewahren und neu zum Stadtteil zu öffnen sowie um kirchliche, kommunale und kulturelle Stellen für den Erhalt eines identitätsstiftenden Kirchenbaus zu gewinnen. Denn zöge sich die Kirche mit ihren Bauten – wie zuvor bereits Läden, Schulen, Bibliotheken und Postfilialen – völlig aus diesen Teilen der Stadt zurück, würde sie als sprichwörtlich Letzte das Licht „ausmachen“. Liegt doch ihre Aufgabe wie Chance gerade im Gegenteil, denn, um es abschließend mit Jeremia zu halten, „wenn’s ihr wohl geht, so geht’s auch euch wohl“.¹⁶

16 Jeremia 29,7, zitiert nach: Die Bibel nach der Übersetzung Martin Luthers. Mit Apokryphen. Bibeltext in der revidierten Fassung von 1984, hrsg. von der Evangelischen Kirche in Deutschland und dem Bund der Evangelischen Kirche in der DDR, Stuttgart 1985.

Islamische Sakralbauten und Moscheekonflikte in Deutschland

1. Einleitung

Während Kirchen geschlossen, umgenutzt oder aufgegeben werden, nimmt die Zahl der Moscheen zu. Die in der westlichen Welt relativ neue Bauaufgabe „Moschee“ hat sich seit einigen Jahrzehnten in den meisten europäischen Ländern sowie in den USA und Kanada etabliert. Während das Thema Moscheebau in Nordamerika schon lange baufachlich diskutiert wird, haben im deutschsprachigen Raum nur wenige Fachleute das Thema der islamischen Sakralarchitektur beachtet. Im Folgenden berichten die Autoren aus ihren Studien zur Baukultur von Moscheen in Deutschland sowie über die Konflikte um den Bau und die Nutzung von Moscheen.¹

Das nach wie vor hohe Konfliktpotential bezüglich der Moscheeplanungen in Deutschland wird vor allem an der Ditib-Moschee in Köln-Ehrenfeld deutlich. Immerhin folgt dem Streit um diesen Entwurf von Paul Böhm, Sieger eines Architekturwettbewerbs, eine breitere Fachdebatte zur Moscheebaukultur auf interdisziplinärer Ebene.² Solch ein begrüßenswerter Diskurs vermag die Streitgespräche in unserer Gesellschaft über Moscheekonflikte, Fragen des Städtebaus und die von den Muslimen verwendete Architektursprache in konstruktiver Weise zu prägen.³

Nach über vier Jahrzehnten Migration aus islamischen Herkunftsgebieten, insbesondere der Türkei, ist mittlerweile bekannt, dass die ehemaligen „Gastarbeiter“ keine Rückkehrabsichten mehr hegen und selbstbewusst von ihrem Recht auf Religionsfreiheit Gebrauch machen, indem sie ihre Gotteshäuser errichten. So entstehen diverse Lösungen für Umnutzungen, meist Umbauten profaner Gebäude zu sakralen Zwecken, und Neubauten, an denen sich ablesen lässt, welche architektonischen Ausdrucksformen der Islam im Westen entwickelt.

1 Die Dissertationen der Autoren waren bisher die einzigen grundlegenden Untersuchungen zum Thema: S. Kraft, *Islamische Sakralarchitektur in Deutschland. Eine Untersuchung ausgewählter Moschee-Neubauten*, Münster 2002; T. Schmitt, *Moscheen in Deutschland. Konflikte um ihre Errichtung und Nutzung*, Flensburg 2003.

2 F. Sommerfeld (Hrsg.), *Der Moscheestreit. Eine exemplarische Debatte über Einwanderung und Integration*, Köln 2008.

3 Ein Signal für den fachübergreifenden Diskurs zur Baukultur der Muslime in Deutschland war u.a. die Tagung des Kulturwissenschaftlichen Instituts, Essen, zum Thema „Sakralbauten und Moscheekonflikte. Zur Formgebung religiöser Freiheit“, 05.-06.05.2008.

Ein ausgedehnter Moscheekomplex, wie er in der islamischen Welt mit der Freitagsmoschee verbunden wird, verfügt in der Regel nicht nur über das „sakrale Herzstück“ des Gebetsraumes, sondern zusätzlich über viele profane Zusatzfunktionen. Damit verkörpert die Freitagsmoschee nicht nur den religiösen, sondern auch den sozialen und politischen Mittelpunkt für die muslimische Gemeinschaft und dient zudem als ein Wahrzeichen des Islam.⁴ Historisch betrachtet ist der Versammlungsort für das Freitagsgebet auch eine politische Einrichtung mit spürbarem Einfluss auf das Leben und den Alltag der Muslime.

In Deutschland tauchen Differenzen im größeren Maßstab meist durch die unmittelbare, sichtbar gewordene Nachbarschaft zum Islam auf, wobei die unterschiedlichsten Probleme kontrovers diskutiert werden: die Belastung des Stadtviertels aufgrund hoher Frequentierung an Freitagen, die Dimension der Moschee sowie ihre architektonischen Mittel der Repräsentation, der städtebauliche Kontext, bauliche Symbole wie Kuppel und Minarett und nicht zuletzt das Konkurrenzdenken der Religionen.

Im Folgenden werden in Kapitel 2 zunächst die rege genutzten Laden- und Hinterhofmoscheen beschrieben, die bis heute die Mehrzahl der Moscheebauten in Deutschland ausmachen. In Kapitel 3 wird dargestellt, welche architektonischen Ausdrucksformen sich für die repräsentativen Neubauten entwickelt haben. Kapitel 4 analysiert Moscheekonflikte in Deutschland mit einem Schwerpunkt auf den Argumentationsmustern von Befürwortern wie Gegnern von Moscheebauten.

2. Laden- und Hinterhofmoscheen in Deutschland

Die ersten Moscheen der Arbeitsmigranten aus islamisch geprägten Ländern, die in den 1960er Jahren eingerichtet wurden, waren in der Regel in äußerst bescheidenen Räumlichkeiten, etwa in den Kellern von Arbeiter-Wohnheimen oder in Werkssiedlungen untergebracht. Um 1970 wurden die ersten größeren Moscheen eingerichtet, aber immer noch in umfunktionierten Räumen, in Form sogenannter Laden- oder Hinterhofmoscheen (vgl. Abb. 1).

Bis heute lässt sich beobachten, dass Moscheen in Deutschland weitgehend ethnisch differenziert sind. Die meisten Moscheen sind türkisch geprägt. Insbesondere in Großstädten finden sich auch Moscheen, die von anderen ethnischen beziehungsweise sprachlichen Gruppen dominiert werden (z.B. Marokkaner, Libanesen, Bosnier, Albaner, Kurden). Nach Berlin dürfte Duisburg diejenige deutsche Stadt mit der größten Anzahl von Moscheen darstellen. Die Moscheen konzentrieren sich in den Stadtteilen mit erhöhtem Migrantenanteil, die in Duisburg vor allem in der Nähe der großen Industriegebiete (Thyssen-Krupp mit Eisen- und Stadtproduktion) und der mittlerweile

4 M. Frishman / H.-U. Khan, *Die Moscheen der Welt*, Frankfurt a.M./ New York 1995, S. 11.



Abb. 1:
Ditib-Moschee im Duisburger Stadtteil Laar.

Links im Bild ist die neogotische katholische Pfarrkirche des Stadtteils zu erkennen. Der Gebetsraum, Zugang in der Bildmitte, befindet sich in einem ehemaligen Werkstattgebäude. Im Vorderhaus ist in einem Ladenlokal, Eingang am rechten Bildrand, die Teestube des Moscheevereins untergebracht. (Foto: Th. Schmitt).

stillgelegten Schachtanlagen des Kohlebergbaus im Duisburger Norden zu finden sind.⁵

Zahlenmäßig sind bis heute die meisten Moscheen „Laden - oder Hinterhofmoscheen“. Sie wurden in meist angemieteten, ehemals gewerblich genutzten Räumen eingerichtet wie Werkstätten, Gewerbetrieben, Gaststätten oder Einzelhandelsläden. Auch kleine Moscheen umfassen neben dem Gebetsraum und den Waschgelegenheiten fast immer eine Teestube. Größere Moscheen, seien es Hinterhofmoscheen oder Neubauten, können, je nach Raumangebot und Ausrichtung des Moscheevereins, einen Gebetsraum für Frauen, weitere Frauen- und Jugendräume, eine sogenannte Kantine mit Lebensmittelverkauf, eine Bibliothek, einen Vorstandsraum mit Büro, Unterrichtsräume (für Koran-, ggf. Nachhilfeunterricht und Erwachsenenbildung) oder auch eine Friseurcke umfassen. Nicht selten wurden die Räumlichkeiten der Moscheen mit der Zeit durch Anbauten erweitert. Mit wachsender Konsolidierung wurde auch die Inneneinrichtung verbessert, und nach Möglichkeit wurden kleinere durch größere, peripher gelegene durch günstiger gelegene Räumlichkeiten ersetzt. Die historische Unterscheidung von Quartiersmoschee und Freitagsmoschee hat in der europäischen Diaspora an religionspraktischer Relevanz verloren, da in fast allen Moscheen, auch den kleineren, das Freitagsgebet mit Predigt gehalten wird. In symbolischer Hinsicht jedoch ist der Bau einer großen Zentralmoschee anstelle mehrerer kleiner, dezentraler Gebetsräume durchaus bedeutsam.

Was das soziale Leben, die gesellschaftlichen Funktionen und die sozialstrukturellen Merkmale, aber auch die ethnische, religiöse und politische Orientierung von Moscheegemeinden betrifft, so lassen sich in der Bundesrepublik deutliche Unterschiede

5 Vgl. die Karten zu Moscheen in Duisburg in T. Schmitt (s. A 1).



Abb. 2: Hicret-Moschee in Lauingen / Donau (Foto: S. Kraft).

beobachten. Manche, meist kleinere Moscheen entfalten praktisch keine Aktivitäten nach außen und werden fast ausschließlich von männlichen, meist älteren Muslimen besucht. Die Teestube dient ihnen als sozialer Treffpunkt vor und nach den Gebeten; die Moschee bleibt „ethnische Enklave“ und sozial-religiöses Refugium.⁶ Andere Moscheegemeinden haben eigene Jugendtreffs oder angegliederte Sportabteilungen (z.B. Fußball), bieten auch Frauen Gebetsräume und Möglichkeiten der Freizeitgestaltung an, organisieren „Tage der offenen Tür“ und empfangen Besuchergruppen, beteiligen sich an Stadtteilstesten und an lokalen Initiativen zum interreligiösen Dialog. Frauen- und Jugendräume werden in den letzten Jahren zunehmend selbstverständlicher in den Moscheen, worin sich eine selbstbewusstere Artikulation der jeweiligen Gruppen auszudrücken scheint

Neben den, auch im übertragenen Sinn „offenen“ Moscheen gibt es solche, die einen nicht-integrativen Islam lehren, welcher eine offene Gesellschaft und die in ihr verbürgten Freiheiten nur instrumentell für die eigenen Ziele in Anspruch nimmt, aber nicht als Wert an sich betrachtet. Gesellschaftlich notwendig ist daher ein umfassender, konstruktiv-kritischer gesellschaftlicher Dialog zwischen den Vertretern unterschiedlicher islamischer Strömungen und gesellschaftlicher Institutionen. Die Einbeziehung der christlichen Kirchen, aber auch der Vertreter anderer Religionen wie Juden, Buddhisten und innerislamischer Minderheiten wie den Aleviten scheint dabei in hohem Maße wünschenswert.

6 H. Vöcking, *Die Moschee. Ethnische Enklave – religiöses Refugium*, Frankfurt a.M 1984.

3. Repräsentative Moscheebauten in Deutschland

Durch den Neubau von Moscheen versprechen sich muslimische Gemeinschaften in Deutschland einen repräsentativen Rahmen für ihre religiösen und sozialen Zusammenkünfte. Die Funktion der Repräsentation ist im doppelten Wortsinn zu begreifen:

Zum einen wünschen sich die Muslime größere, eindrucksvollere Gebetshäuser, die ihren rituellen Anforderungen besser entsprechen und mehr darstellen als die inadäquaten Behelfsmoscheen. Zum anderen soll eine würdige Moschee stellvertretend auch den Islam sichtbar machen, ihn durch ihre Architektursymbole als Religion repräsentieren, die in einer nichtmuslimischen Lebenswelt angekommen ist. Die Präsenz des Islam zeigt sich nicht mehr nur an der wachsenden Zahl muslimischer Gebetsstätten, sondern die Identität der islamischen Minderheit wird auch durch ein bewusst gewähltes Architekturvokabular ausgedrückt.

Nach dem Vorschlag von Khalidi,⁷ der den Formenkanon nordamerikanischer Moscheeneubauten untersucht hat, bieten sich die folgenden drei Kategorien zur Einordnung islamischer Sakralarchitektur in der deutschen Diaspora an: die traditionelle, die adaptierte und die innovative Bauweise.

Der traditionelle Stil greift Vorbilder aus der Heimat auf und transportiert die vertrauten Elemente aus dem islamischen Moscheebau unmodifiziert nach Deutschland. Die Nutzer sind von diesem Baustil überzeugt, denn sie beziehen aus der Bautradition ein Gefühl von Sicherheit und Heimat – aus sozialpsychologischer Sicht verständlich. Die aufnehmende Gesellschaft schwelgt zuweilen in nostalgischer Bewunderung historisierender Moscheen, doch größtenteils stößt der demonstrative Traditionsbezug auf Ablehnung und Unverständnis. Der Nachteil dieser Bauweise liegt aus architekturtheoretischer Sicht in dem unreflektierten Festhalten an der baugeschichtlichen Vergangenheit. Diese rückwärtsgewandte Architektur verleitet etwa zur fragwürdigen Verwendung des Ornaments, das (wie bei der Fatih-Moschee in Pforzheim) eine andere Baustruktur vortäuscht als die tatsächlich verwendete wuchtige Stahlbetonkonstruktion. Und unbedacht in den Westen übertragen, ignoriert das Klischeebild klimatische Bedingungen – häufig mit ärgerlichen Bauschäden als Folge. Nicht zuletzt leidet auch die städtebauliche Einbindung, wenn die Umgebung nicht beachtet wird.

Der auf der osmanischen Kuppelmoschee basierende Traditionsbau ist hierzulande unter den Neubauten am weitesten verbreitet, da die Muslime in Deutschland überwiegend türkischer Abstammung sind und dem heimatlichen Modell einer „richtigen Moschee“ mit Kuppel und Minarett (vorgegeben vom Baukünstler Sinan und der Ha-

7 O. Khalidi, Approaches to mosque design in North America, in: Y. Yazbeck Haddad / J.L. Esposito (Hrsg.), Muslims on the Americanization Path?, Atlanta 1998, S. 399-424; Vgl. auch O. Khalidi, Moscheen in den USA und Kanada, hrsg. von der Botschaft der Vereinigten Staaten von Amerika, Frankfurt 2006.

gia Sophia, einstmals einer Kirche) nacheifern. Der traditionelle Moscheestil stillt das Bedürfnis einer homogen zusammengesetzten Nutzergruppe nach Halt, Tradition und Repräsentation, seine Umsetzung in der deutschen Diaspora ist jedoch von meist unschöpferischem Charakter.

Die adaptierte Bauweise verbindet Elemente westlicher Baugeschichte mit traditioneller islamischer Architektur. Eine Modifikation von Moscheen aus der islamischen Heimat kann überlieferte und moderne Elemente in willkürlicher Weise verknüpfen und damit eklektisch wirken, sie kann aber ebenso gut zu einer erfolgreichen Neuinterpretation des alten Vorbildes führen. Für gelungene Synthesen dieser Art gibt es prominente Neubauten in Europa und den USA, doch in Deutschland findet man nur wenige reizvolle Objekte. Die drei frühen Moscheen der „ersten Generation“ entsprechen dieser Kategorie; sie sind architekturensprachlich interessant, da sie historische Bautraditionen des Islam mit europäischer Architekturgeschichte in kreativer Weise vereinigen. Zudem vertreten sie – in abgewandelter Form – die drei klassischen Bautypen der islamischen Stammländer: die arabische Stützenmoschee (Bilal-Moschee, Aachen), die persische Iwan-Moschee (Imam-Ali-Moschee, Hamburg) und die osmanische Kuppelmoschee (Freimann-Moschee, München).⁸ Diese Moscheen aus den 1960er Jahren repräsentieren eine größere Vielfalt an islamischen Bautraditionen, da die jeweiligen Gemeinschaften ethnisch heterogen zusammengesetzt sind, also nicht überwiegend aus türkischstämmigen Migranten bestehen.

Einige Beispiele sollen die Verbindung aus islamischer Bautradition und westlich-moderner Architektur veranschaulichen: Der fortifikatorische Charakter der Aachener Moschee (sie bezieht sich auch auf die sogenannte „Feldlagermoschee“) wird durch Sichtbeton in Form des „Brutalismus“ neu interpretiert. Außerdem verbindet das Thema der Geometrie (Quadrate in Grundriss, Fensterformen etc.) die Architektursprache der islamischen Bautradition und der Klassischen Moderne. – Die Hamburger Moschee ist mit ihrer „exotischen“ Erscheinung stark der traditionellen persischen Iwan-Moschee nachempfunden, während im Innenraum die filigranen, ungeschmückten Stahlbetonstützen als modernes Gestaltungsmittel überraschen. Auch der kreisförmige Grundriss des Gebetsbereiches ist unkonventionell und wird wie eine Drehscheibe benutzt, um die Gebetsrichtung nach Mekka *innerhalb* des Gebäudes einzustellen – ein genialer Schachzug. – Die Moschee in München ist als moderne Adaption eines überlieferten Bautypus erkennbar: Oft verglichen mit dem „Atomei von Garching“, besteht der gesamte Baukörper aus einer Umformung der osmanischen Kuppel.

Entwürfe mit solch schöpferischem Potenzial sucht man unter den Moscheeneubauten der „zweiten Generation“ seit den 1990er Jahren vergeblich. Wie bei der Hicret-

8 Die Moscheebauten dieser drei Islamischen Zentren können als architektonisch interessant gewertet werden. Nach weitgehend konsensueller Einschätzung von Beobachtern werden theologisch und gesellschaftlich von diesen Moschee-Gemeinden allerdings recht konservative Positionen vertreten. Bei anderen Moscheen verhält es sich tendenziell umgekehrt.



Abb. 3: Yavuz-Sultan-Selim-Moschee in Mannheim (Foto: Th. Schmitt).

Moschee in Lauingen (Donau), die in gestalterischer und konstruktiver Hinsicht immerhin den Pforzheimer Vorgängerbau überflügelt, dominiert eine auf einem kubischen Baukörper „aufgesetzte“ Halbkugel (vgl. Abb. 2). Oft handelt es sich bei den Neubauten dieser Kategorie lediglich um moderat veränderte osmanische Kuppelmoscheen, die zugleich die Homogenität türkischer Gemeinschaften widerspiegeln.

Obwohl dies im Prinzip auch für die Yavuz-Sultan-Selim-Moschee in Mannheim zutrifft, wartet dieser Neubau mit bemerkenswerten Besonderheiten auf (vgl. Abb. 3). So fungiert der (für die Ausübung des Gebetsritus unübliche) Kreisgrundriss als eine Art städtebauliches Gelenk, denn der Moscheebau auf einem Eckgrundstück stellt ein elegantes Bindeglied zwischen den benachbarten Blockrandbebauungen dar. Die Ecke, die an einer wichtigen Kreuzung und gegenüber einer historischen katholischen Kirche liegt, wird zusätzlich durch einen markanten vertikalen Erker betont; dieser ist freilich keines reines Gestaltungsmittel, sondern er birgt im Inneren die Gebetsnische, deren zentrale rituelle Funktion an der modern wirkenden Fassade ablesbar wird. Eine weitere außergewöhnliche Planungsentscheidung besteht in der Gleichwertigkeit der symmetrisch angelegten Eingänge für Männer und Frauen, die im Kontrast zur baulichen Hierarchisierung der Geschlechtertrennung steht, die sonst so üblich



Abb. 4: Islamisches Forum Penzberg; Architekt: Alen Jasarevic (Foto: R. Gerard).

ist. All diesen innovativen Merkmalen steht der Gebetsraum entgegen, der mit seiner althergebrachten Ausführung den Antagonismus zwischen Raum und Ritus, Zentral- und Längsbau, Tradition und Moderne offenbart und das erfolgreiche Gesamtkonzept nicht zu Ende führt.

Die architektonische Innovation bekennt sich zur Gestaltung der Moschee, die bewusst mit konventionellen Formen der Vergangenheit bricht und sich von jeglichen visuellen Klischees löst. Völlig neue Entwurfsideen treten in Beziehung mit dem spezifischen Ort; allgemein gültige Architekturformen nach den Regeln international anerkannter Standards unterstreichen die Universalität des Islam und vermitteln dabei Offenheit. Die waghalsigsten Projekte verzichten auf die herkömmlichen Identifikationssymbole wie Kuppel und Minarett, und sie streben sogar eine baulich ausgewogene Geschlechtertrennung an. Bislang waren solche Architekturbeispiele nur im nordamerikanischen Raum vorzufinden, doch ein jüngst abgeschlossenes Bauprojekt in Bayern – das Islamische Forum Penzberg – ist wohl das erste Beispiel für eine Moschee in Deutschland, die dieser dritten Kategorie entspricht (vgl. Abb. 4) Dem Architekten Alen Jasarevic ist es geglückt, das Selbstbewusstsein der jungen muslimischen Gemeinde und ihre Öffnung nach außen hin architektonisch zum Ausdruck zu bringen. Der schlichte, kubische Baukörper wird durch steinerne Elemente ebenso geprägt

wie durch eine kühne Glasfront, die das Innere durch ihren mosaikartigen Aufbau aus Scherben in blaues Licht taucht und Einblicke von draußen gewährt. Die Transparenz des Gebäudes reflektiert das Selbstverständnis der heterogen strukturierten Gemeinschaft als Teil der Ortsgemeinde; gerade ihre ethnische Vielfalt scheint die Überwindung des konventionellen Moscheetypus zu fördern und einen Duktus zuzulassen, der zwar unerhört modern wirkt, der aber den Maßstab des Ortes aufgreift und von allen verstanden und akzeptiert wird – sowohl von den Muslimen selbst als auch von der nichtmuslimischen Bevölkerung. Die Verbindung aus zeitgemäßer Architektur und unaufdringlicher Religiosität ist hier ganz offensichtlich gelungen. Möglicherweise kündigt sich eine „dritte Generation“ von Moscheen und deren Nutzern an, die mit einer neuen, unverkrampften Architektursprache ihre Religion und den Willen zum Bleiben überzeugend artikulieren.

4. Moschee-Konflikte in Deutschland

„Keine Moschee in unserem Stadtteil“, „Keine Moschee in unserer Stadt!“ Diese Slogans sind so oder ähnlich immer wieder in Moscheekonflikten zu hören. Fast lässt sich als sozialwissenschaftliche Regel behaupten: Kein Moscheeneubau in Deutschland ohne sozialen Konflikt. Aber es gibt Beispiele für die Planung und den Bau von Moscheen in der Bundesrepublik, die ohne größeren manifesten Konflikt über die stadtgesehliche Bühne gingen – so etwa in der oben erwähnten bayerisch-schwäbischen Kleinstadt Lauingen (Donau) Mitte der 1990er Jahre und jüngst in Penzberg. Allerdings ist das Manifestwerden lokaler Konflikte im Zusammenhang mit Moscheeneubauten in Deutschland die Regel und nicht die Ausnahme, was die jeweilige Stadtgesellschaft in ihrer Fähigkeit zu adäquaten Konfliktlösungen, die Sozialwissenschaften in ihrer Fähigkeit zu adäquaten Erklärungen dieses Phänomens herausfordert.

In den letzten beiden Jahren sorgten insbesondere die Debatten um die geplanten Moscheen in Köln-Ehrenfeld, München-Sendling und um zwei Berliner Moscheebauprojekte für eine überregionale öffentliche Aufmerksamkeit. Doch bereits eine Reihe von Moscheekonflikten der 1990er Jahre wurden in den bundesweiten Medien, in den großen Tageszeitungen, in der „Zeit“ in „Bild“, „Spiegel“ oder den „Tagesthemen“ aufgegriffen. Über den heftigen Duisburger Streit um die beantragte Einführung des lautsprecherverstärkten Gebetsrufes durch zwei Moscheen berichtete 1997 gar das US-amerikanische Magazin „Time“.⁹ In der Kleinstadt Bobingen bei Augsburg versuchte Anfang der 1990er Jahre die Stadtratsmehrheit, den von einer örtlichen muslimischen Gemeinde beantragten Bau eines Minarets mit baurechtlichen Mitteln zu verhindern. Nach der einsetzenden überregionalen Berichterstattung über den Bobinger Minarett-Streit sah sich die Kleinstadtgesellschaft plötzlich mit dem Medien-Bild eines ten-

9 Vgl. J. Bonfante, No Rest in the Ruhr?, in: Time, 24.02.1997.

denziell ausländerfeindlichen, hinterwäldlerischen bayerischen Dorfes¹⁰ konfrontiert – kaum jemand hatte damals geahnt, dass fünfzehn Jahre später sich in den Metropolen der Bundesrepublik sehr viel heftigere Debatten um Moscheeneubauten entzünden sollten. Analysiert man vergleichend die Konflikte der 1990er Jahre und die neueren Konflikte um Moscheebauten, so lassen sich allenfalls in Nuancen Unterschiede in den Argumentationen von Befürwortern und Gegnern feststellen.

Warum erreichen Moschee-Konflikte derzeit ein solches Maß an Heftigkeit und medialer Wirksamkeit? Auf diese Frage lässt sich keine monokausale Antwort geben; vielmehr scheint ein Bündel von Faktoren für die verbreitete Eskalation von Moscheekonflikten verantwortlich zu zeichnen. Zudem erscheinen die Unterstützer, erst recht aber die erklärten Gegner von Moscheebauten hinsichtlich ihres sozialen, religiösen, kulturellen und ethnischen Hintergrunds als durchaus heterogen. Das Spektrum der Gegner kann von besorgten, bürgerlichen Anwohnern bis hin zu Neonazis reichen. Es scheint, dass die Kombination aus lebensweltlicher Betroffenheit (bei Befürwortern wie Gegnern) und des symbolischen Stellvertretercharakters des lokalen Konflikts für die hohe Konflikteskalation verantwortlich zeichnet. Moschee-Konflikte sind Symbol- und Symptomkonflikte um die Integration von Migranten und die Stellung des Islams in Deutschland. Durch diese lokale Verdichtung unterscheiden sich Moschee-Konflikte von anderen potentiellen gesellschaftlichen Konfliktfeldern mit einem Bezug zum Islam, etwa der Frage nach der Einführung des islamischen Religionsunterrichts.

Analytisch lassen sich in Moschee-Konflikten drei verschiedene Konfliktaspekte unterscheiden, die als raumbezogen-städtebauliche, ethnisch-kulturelle und religionsbezogene bezeichnet werden können. Aus dem Zusammentreffen und der Überlagerung dieser Aspekte beziehen die Debatten um Moscheeneubauten ein hohes Maß ihrer Konfliktenenergie. Diese Aspekte sind in der Wirklichkeit der Konflikte allerdings vielfältig ineinander verflochten.

4.1 Raumbezogen-städtebauliche und ethnisch-kulturelle Konfliktaspekte

Zugeparkte Parkplätze im Ramadan, Lärmbelästigung durch Veranstaltungen in der Moschee, durch den zuführenden Verkehr und den angeblich erfolgenden öffentlichen Muezzin-Ruf bilden zentrale Stichworte, was die raumbezogen-städtebaulichen Einwände von Anwohnern gegen Moscheebauten betrifft. Hierbei artikulieren Nachbarn und Anwohner aus der näheren Umgebung der Moschee ihre raumbezogenen, partikularen Eigeninteressen im Wunsch nach einem möglichst ungestörten Wohnen ohne große Belästigungen. Vergleichbare Argumentationen sind auch aus anderen raumbezogenen Konflikten um soziale Infrastruktureinrichtungen oder Betriebsansiedlungen vertraut. Aufgrund der Verfahrensstruktur, der Protestformen der Mo-

10 So die Wahrnehmung der überregionalen Berichterstattung durch die Lokalpresse; vgl. Schwäbische Allgemeine Zeitung, 22.01.1993: „Jetzt liegt Bobingen sogar unter dem Meeresspiegel“.

scheegegner (z.B. Unterschriftensammlungen, Demonstrationen), aber auch aufgrund der von diesen, z.B. in Bürgerversammlungen expressiv formulierten unmittelbaren Betroffenheit lassen sich einige Parallelen zwischen Moscheekonflikten und lokalen Ökologie-Konflikten der 1980er und 1990er Jahre ziehen.

Dabei treibt Moschee-Gegner auch die Furcht vor einer „Orientalisierung“ des eigenen Stadtviertels an. Zudem wird argumentiert, die Moschee mit ihrer „fremden“ Architektur passe nicht in das örtliche (oder, weiter ausholend: abendländische) Stadtbild, und füge sich nicht – wie vom Baugesetzbuch gefordert – in die nähere Umgebung ein. Losgelöst von den Verlustängsten infolge der Veränderung einer vertrauten Umgebung muss man jene kulturräumlichen Argumentationen sehen, die im Zusammenhang mit moscheebezogenen Auseinandersetzungen genannt wurden. Demnach seien in Deutschland als Teil des christlich geprägten Abendlandes nur Kirchturm und Glockengeläut, nicht jedoch Minarett und Muezzin-Ruf erlaubt; letztere gehörten in den islamischen Orient. Hier werden normative Territorialisierungen vorgenommen, in denen geographischen Konstrukten wie „Orient“ und „Abendland“ unhinterfragt eine normative Bedeutung zukommt.¹¹ Doch der Verweis auf die vorgeblich unverrückbare „Ordnung der Dinge“, auf eben nur scheinbar unveränderliche kulturgeographische Großräume¹² kann selbstverständlich nicht für eine ernstzunehmende Begründung, ob ein Moscheebau erlaubt sein soll, herangezogen werden.

Die Befürworter von Moscheen äußern sich ebenfalls mit städtebaulichen und juristischen Argumenten: Sie beziehen sich dabei z.B. auf das Verfassungsrecht auf Religionsfreiheit, das sich auch auf die Auslegung baurechtlicher Bestimmungen auszuwirken habe. Repräsentative Moscheen könne man als städtebauliche Bereicherungen auffassen, und sie seien für die Integration von Muslimen durchaus förderlich. Die Sprecher muslimischer Gruppen betonen, für sie sei die Frage der Genehmigung repräsentativer Moscheebauten ein überfälliges Zeichen für die Anerkennung der muslimischen Minderheit durch die Mehrheitsgesellschaft. Insofern ist es auch gerechtfertigt, entsprechende Konflikte um Moscheen als Anerkennungskonflikte einzuordnen, in denen sich der Kampf um die gesellschaftliche Anerkennung einer marginalisierten Bevölkerungsgruppe symptomatisch ausdrückt.¹³

4.2 Religionsbezogene Konfliktaspekte

Auf den ersten Blick ließen sich religiöse Konfliktaspekte von Moscheedebatten unter die ethnisch-kulturellen subsumieren. Allerdings verlaufen zahlreiche Konflikt-

11 Vgl. B. Werlen, *Sozialgeographie alltäglicher Regionalisierungen*, Bd. 2: Globalisierung, Region und Regionalisierung, Stuttgart 1997.

12 H. Popp, *Theoretische Reflexionen zur sozialgeographischen Forschung im Islamischen Orient*, in: *Geographische Zeitschrift*, 3/1999, S. 133-136.

13 T. Schmitt, *Moscheen in deutschen Städten – Konflikte um ihre Errichtung und Nutzung*, in: A. Mayr / M. Meurer / J. Vogt (Hrsg.), *Stadt und Region*. 53. Deutscher Geographentag Leipzig. Tagungsbericht und wissenschaftliche Abhandlungen, Leipzig 2002, S. 338-348.

linien um religiös-theologische Fragen, etwa die Bewertung des Islams aus christlicher Sicht, *innerhalb* der christlichen Kirchen bzw. der deutschen Mehrheitsgesellschaft, so dass auf diese Konfliktlinien die Bezeichnung „ethnisch-kulturell“ im üblichen Verständnis kaum anwendbar ist. Auf der anderen Seite haben sich in der bundesweiten Diskussion in den letzten Jahren Migranten, die biographisch einen muslimischen Hintergrund haben, aufgrund ihrer Ablehnung des vorherrschenden Islams ebenfalls gegen Moscheeneubauten ausgesprochen.

Zwei religionsbezogene Relationen sind in Moschee-Debatten von Bedeutung: Erstens die Relation zwischen der Religion des Islams bzw. islamischen Organisationen und einem als säkular verstandenen Staat bzw. einer säkularen Gesellschaft,¹⁴ zweitens die Relation zwischen den beiden Religionen Islam und Christentum. Konfliktgegner der Moscheevereine behaupteten, der Islam sei eine antidemokratische, totalitäre (Relation 1) und zudem eine antichristliche Religion (Relation 2). Christliche Befürworter von Moscheebauten verweisen gerne auf die „Geschwisterschaft der abrahamitischen Religionen“ Christentum und Islam (Relation 2), und auf das Grundrecht auf Religionsfreiheit, das die öffentliche Verwendung religiöser Symbole mit einbezieht (Relation 1).

Das Verhältnis von Islam und Christentum erwies sich seit der Etablierung des Islams im siebten Jahrhundert als voller Spannungen, wobei die traditionelle islamische Theologie das Christentum insgesamt positiver zu definieren wusste, als es umgekehrt für die historisch wirksamen christlichen Sichten auf den Islam zutrifft. Der Koran würdigt bekanntlich Jesus und Moses als Propheten, Christen werden in der traditionellen islamischen Theologie als sogenannte Schriftbesitzer anerkannt, denen eine Heilmöglichkeit nicht grundsätzlich abgesprochen wurde. Im lutherischen Augsburger Bekenntnis von 1530 wird der Islam als Irrlehre verworfen. Neben den „harten“ wechselseitigen Lesarten existieren gegenwärtig aber auch freundlichere Konzeptionen des wechselseitigen Verhältnisses von Christentum und Islam bzw. islamischer und westlicher Welt: Das Zweite Vatikanum der katholischen Kirche spricht beispielsweise „mit Hochachtung“¹⁵ von den Muslimen und betont die Gemeinsamkeiten zwischen islamischen und christlichen Glauben.

4.3 Funktionen und Symbolgeschichte des Minaretts

In religionsbezogenen Konflikten wird regelmäßig über die „richtige“ Interpretation religiöser Symbole wie des Kopftuches oder eines Minaretts diskutiert. Nicht selten wird dabei von Muslimen wie von Nicht-Muslimen versucht, eine einzige Bedeutung

14 Zu den Tücken des Säkularitätsbegriffs und unterschiedlichen Verständnissen von Säkularität vgl. H. Bielefeldt, *Muslimen im säkularen Rechtsstaat. Vom Recht der Muslime zur Mitgestaltung der Gesellschaft*, Bremen 1999.

15 *Nostra Aetate*, Erklärung über das Verhältnis der Kirche zu den nichtchristlichen Religionen, Art. 3, zit. n: K. Rahner / H. Vorgrimler, *Kleines Konzilskompendium*, Freiburg i.Br. 1966, S. 355-359.

eines solchen Symbols als die allein richtige festzuschreiben. Das Kopftuch erscheint so als Zeichen selbstbestimmter Religiosität (eine muslimische Position), als Zeichen der Unterdrückung von Frauen oder als Ausdruck eines Bekenntnisses zu einem extremistischen Islam (der klassische Vorwurf von Seiten vieler Nicht-Muslime). Schnell wird übersehen, dass Symbole im Laufe ihrer Geschichte viele, zum Teil recht verschiedene und völlig gegensätzliche Bedeutungen annehmen können. Dies wird auch in der Symbolgeschichte des Minaretts deutlich, auf welche wegen ihrer Relevanz für das Verständnis von Moscheekonflikten im Folgenden näher eingegangen werden soll:

Das deutsche Wort Minarett leitet sich ab vom arabischen Wort „menara“, welches ursprünglich Leuchttürme bezeichnete. Ein Minarett kann (wie praktisch jedes Gebäude oder Gebäudeteil) mehrere Funktionen ein- und Bedeutungen annehmen; funktionaler und symbolischer Bereich eines Bauwerks sind nicht scharf zu trennen. Mit dem Kirchturm teilt das Minarett seine *akustische Funktion*. Seit dem 7. Jahrhundert ruft der Muezzin von der erhöhten Plattform des Minaretts die Gläubigen zum Gebet, wie es zuvor bereits die Glocken der christlichen Kirchtürme taten. Auch die Form des Minaretts wurde vom christlichen Kirchturm, ferner von anderen profanen Turmbauten wie etwa Leuchttürmen angeregt.¹⁶ Das Minarett hat eine deiktische Funktion, wenn es auf den Ort des Gebets und als *pars pro toto* auf die Moschee als Ganzes und schließlich sogar auf die Religion des Islam insgesamt verweist. In den Zeiten der Expansion des Islam hat das Minarett in den eroberten Gebieten auch als eine Art „Siegesturm“ die Kraft der neuen Bewegung markiert¹⁷ – vergleichbare Interpretationen lassen sich auch für christliche Kirchtürme benennen. Im osmanischen Raum lässt die Anzahl der Minarette einer Moschee Rückschlüsse auf den Rang ihres Stifters zu. Diese partiellen politischen Bedeutungen des Bauteils erscheinen jedoch seinem spirituellen Symbolgehalt nachgeordnet: Das Minarett bringt die „Macht des Glaubens“ zum Ausdruck.¹⁸ Minarette wurden in ihrer äußeren Form im Laufe der Ausbreitung des Islam nach geographischen Regionen vielfach variiert. Im Maghreb und dem andalusischen Spanien dominiert der Turm mit quadratischem Grundriss, während bekanntlich in den osmanischen Gebieten schmale und runde, spitz zulaufende Minarette charakteristisch wurden. Neben diesen geläufigen Grundformen existieren zahlreiche regionale Variationen, in denen verschiedene Architektur- und Kunstauffassungen zum Ausdruck kommen.

Die Bedeutung eines religiösen Symbols variiert je nach gesellschaftlichem Kontext und je nachdem, ob die Bedeutung aus einer Innen- oder einer Außensicht defi-

16 R. Hillenbrand, Manara, Manar, in: The Encyclopedia of Islam, new edition, Vol. 6, Leiden 1991, S. 361-368.

17 A. Schimmel, Künstlerische Ausdrucksformen des Islams, in: A. Munir (Hrsg.), Der Islam III, Stuttgart 1990.

18 M. v. Brück, Gutachten über die theologische Bedeutung eines Minaretts für den muslimischen Glauben, unveröff. Gutachten, München 1993.

niert wird. In der barocken und nachbarocken europäischen Rezeption orientalischer Kultur symbolisiert auch das Minarett die anziehende, elegante, exotische Welt des Islam. Hingegen muss es heute auf den Titelseiten westlicher Magazine regelmäßig als Symbol für eine fundamentalistische Bedrohung durch den Islam, oder aber auch eine ethnisch-kulturelle Veränderung des Westens infolge muslimischer Migration herhalten.

Gelegentlich haben Muslime in Moschee-Debatten betont, dass für sie das Minarett so etwas wie „Heimat“ symbolisieren könne: Das Minarett sei eine vertraute Form, welche sie an ihre Herkunftsländer, an die Orte ihrer Kindheit (so Migranten der ersten Generation) erinnere. Oben wurde erwähnt, dass Muslime in Deutschland die Möglichkeit, Moscheen mit Minarett errichten zu können, als Ausdruck von gesellschaftlicher Anerkennung und prinzipieller Gleichberechtigung mit anderen Bevölkerungsgruppen beschreiben. Teilweise wird von „deutscher“ Seite dieser Wunsch von Muslimen nach Anerkennung als Streben nach Dominanz erlebt – das Minarett drücke etwa einen territorialen Machtanspruch von Muslimen aus – und der Konflikt wird damit als ein Dominanzkonflikt interpretiert. Man kann realistischerweise davon ausgehen, dass bei einem Teil der Muslime entsprechende symbolhafte Belegungen des Minaretts durchaus vorhanden sind, allerdings sollten sie nicht im lokalen Konflikt den Mitgliedern des jeweiligen Moscheevereins unbesehen unterstellt werden.

Als ein Fazit dieser Betrachtung des symbolischen Gehalts von Minaretten kann verallgemeinernd festgehalten werden: Interkulturelle Konflikte werden unter Umständen dadurch verschärft, dass kulturelle Symbole aus einer einseitigen Wahrnehmung heraus interpretiert werden, ohne dass erkannt wird, dass Symbole komplexe, teilweise auch widersprüchliche Bedeutungszuschreibungen erfahren können.

5. Ausblick

Die deutsche Stadtgesellschaft war seit dem Mittelalter nicht religiös homogen. Doch erst mit der Judenemanzipation des 19. Jahrhunderts wurden neben den christlichen Kirchen repräsentative und großzügig gestaltete Synagogen errichtet.¹⁹ Während noch um 1800 die meisten Synagogenneubauten in ihren Baumaßen sich kaum von größeren Wohnhäusern unterschieden, begann mit der Errichtung der Dresdner Synagoge durch Gottfried Semper 1837 ein knappes Jahrhundert eines zunehmenden Synagogenneubaus. Architektonisch orientierten sich ihre Baumeister an den Bauweisen der jeweiligen Zeit, vom Spätbarock über den Klassizismus und Historismus bis hin zur Entwicklung eines eigenen „maurischen“ Stils, der durch bewusstes Aufgrei-

19 N.T. Gidal, *Die Juden in Deutschland von der Römerzeit bis zur Weimarer Republik*, Köln 1988, S. 246-249; ferner H. Eschwege, *Die Synagoge in der deutschen Geschichte*, Wiesbaden 1988 (orig. Dresden 1980).

fen „fremder“, orientalischer Stilelemente die Eigenständigkeit des jüdischen Glaubens in der christlich geprägten, europäischen Gesellschaft ausweisen wollte. Wenn heute in Deutschland zunehmend auch nicht-christliche Sakralbauten errichtet werden – neben Moscheen auch wieder Synagogen, vereinzelt hinduistische und buddhistische Tempel – so muss man dies als einen Ausdruck von Normalisierung werten. Nach der Zwangshomogenisierung des religiösen Stadtbildes im Dritten Reich, in welchem die meisten Synagogen niedergebrannt wurden, wird wieder an die Pluralität des religiösen Stadtbildes im Vorkriegsdeutschland angeknüpft.²⁰ Die allgegenwärtige Kommerzialisierung des europäischen Stadtbildes wird seit Jahrzehnten von den Bürgerinnen und Bürgern weitgehend kritiklos hingenommen, ausgerechnet das religiöse Symbol Minarett stößt auf Anlehnung.

Die Autoren dieses Beitrags vertreten den normativen Standpunkt, dass Muslime das selbstverständliche Recht auf Errichtung von repräsentativen Moscheen in angemessenen städtebaulichen Situationen, also gerade auch in Stadtzentren sowie in Wohn- und Mischgebieten haben. Angesichts der Tatsache, dass eine Minderheit von Moscheegemeinden einen extremistischen Islam vertritt, erachten es die Autoren allerdings als legitim, dass eine Stadt- bzw. Zivilgesellschaft prüft, welchem Moscheeverein sie ihre Unterstützung für die Realisierung eines Moscheebauprojekts zukommen lässt. Jenseits der architektonischen und sozialwissenschaftlichen Analysen kann unser Artikel als ein Plädoyer an Stadtgesellschaften verstanden werden, sich auf das Abenteuer Moscheebau einzulassen. Moscheevereine und ihre Architekten möchten wir ermutigen, zu innovativen Formen, zu einer innovativen Architektursprache zu greifen – auch wenn die Reproduktion traditioneller Formen für die Beteiligten oft als der einfachere Weg erscheint, und vielleicht eingewendet werden könnte, dass mit zu hohen architektonischen Erwartungen die Moscheegemeinden eventuell überfordert werden könnten.

Der norwegische Konfliktforscher Johan Galtung benennt drei prinzipielle Hebel, um soziale Konflikte, wie sie auch in den Debatten um Moscheen manifest werden, in einem positiven Sinne zu transformieren.²¹ Demnach ist es erstens wichtig, dass die Konfliktparteien an ihren wechselseitigen Wahrnehmungen der anderen Konfliktparteien und ihren Selbstbildern arbeiten und mit Empathie den Interessen der anderen Konfliktparteien nachspüren. Zweitens verlangt eine Konflikttransformation ein gewaltfreies Handeln und drittens eine Kreativität im Umgang mit divergenten Zielen, Interessen und Widersprüchen. Auch bei den Vorgängen rund um die Planung und Errichtung von Moscheen lässt sich gelegentlich etwas von dieser Kreativität

20 Vgl. zu diesem Kapitel *T. Schmitt*, Umstrittene Orte: Debatten um Moscheen in Deutschland, in: *F. Meyer* (Hrsg.), *Wohnen – Arbeit – Zuwanderung. Stand und Perspektiven der Segregationsforschung*, Münster 2007, S. 175-191.

21 *J. Galtung*, *Die andere Globalisierung. Perspektiven für eine zivilisierte Weltgesellschaft im 21. Jahrhundert*, Münster, S. 192.

bemerken. Die Landesregierung Nordrhein-Westfalen unterstützt beispielsweise den Bau eines Begegnungszentrums, welches in die neue Duisburger Moschee integriert wird. Mit einem solchen Konzept, das von der Moscheegemeinde in enger Kooperation mit der Stadt Duisburg inhaltlich mitgetragen wird, übt das Moscheebauprojekt bereits jetzt eine integrierende Wirkung im Stadtteil aus; der Bau ist Zielobjekt eines regen Fachtourismus geworden. Mit Selbstbewusstsein wird für den neuen Bau geworben, die Moscheegemeinde vernetzt sich innerhalb der Stadt und der bundesdeutschen Zivilgesellschaft. Weniger in architektonischer Hinsicht, als vielmehr in Bezug auf diese gesellschaftliche Einbindung kann das Duisburger Bauprojekt Vorbild für andere Städte sein.

Autoren

KARIN BERKEMANN; Diplom-Theologin und Magistra der Kunstgeschichte; seit 2008 wiss. Volontärin am Landesamt für Denkmalpflege Hessen, seit 2002 Ausstellungen, Publikationen und Beratungen u.a. für Deutsche Gesellschaft für christliche Kunst, Denkmalschutzamt und Freie Akademie der Künste Hamburg, Ministerium für Wirtschaft und Kultur Sachsen-Anhalt, Stadt Heidelberg.

THOMAS ERNE (1956); seit 2007 Direktor des EKD-Instituts für Kirchenbau und kirchliche Kunst der Gegenwart und Professor für Praktische Theologie mit Schwerpunkt religiöse Ästhetik und Kommunikation an der Philipps-Universität Marburg; Studium der Theologie in Tübingen und Promotion über das Thema „Lebenskunst. Aneignung ästhetischer Erfahrung. Ein theologischer Beitrag zur Ästhetik im Anschluss an Kierkegaard“. 1990-bis 2005 Gemeindepfarrer in Köngen/Neckar. Habilitation mit einer Arbeit über den Philosophen Hans Blumenberg.

KERSTIN GOTHE; Stadtplanerin und Professorin am Institut für Orts-, Regional- und Landesplanung der Architekturfakultät der Universität Karlsruhe, DASL und SRL; nach Architekturstudium und Städtebau-Referendariat langjährige Tätigkeit als Stadtplanerin in Hamburg- Harburg und als Amtsleiterin in Ludwigsburg sowie im eigenen Büro. Praxisnahe Stadtforschung z.B. zur Campus-Entwicklung und zu Perspektiven des ländlichen Raumes

WOLFGANG GRÜNBERG (1940); Pastor, Gründer und Leiter der „Arbeitsstelle Kirche und Stadt“; Professor für Praktische Theologie von 1987 -2005 am „ Fachbereich Ev. Theologie“ der Universität Hamburg. Publikationen: Die

Sprache der Stadt, Skizzen zur Großstadtkirche, Leipzig 2004; Wie roter Bernstein - .Backsteinkirchen von Kiel bis Kaliningrad. Ihre Kraft in Zeiten religiöser und politischer Umbrüche, Hamburg 2008.

JÖRG A.E. HEIMESHOFF (1951); nach Studium der Kunstgeschichte, Englisch und Archäologie zunächst in der Abteilung Inventarisati-on des Westfälischen Amtes für Denkmalpflege in Münster tätig; Promotion und Wechsel zur Denkmalbehörde der Landeshauptstadt Düsseldorf; seit 1986 dort Leiter der Behörde.

SABINE KRAFT (1963), Studium der Architektur, Kunstgeschichte, Kirchenbau und kirchliche Kunst der Gegenwart in Kassel, Marburg und den USA. Dissertation über Moscheen in Deutschland. Wiss. Mitarbeiterin am Fachbereich Architektur, Stadtplanung und Landschaftsplanung der Universität Kassel. Wiss. Assistentin und beratende Architektin in Marburg, Institut für Kirchenbau und kirchliche Kunst der Gegenwart.

THOMAS M. SCHMITT; Sozial- und Kulturgeograph; Promototion 2002 zum Thema Moschee-Konflikte in Deutschland. Derzeit wiss. Mitarbeiter im Arbeitsbereich Geographische Entwicklungsforschung der Universität Bonn; Forschungen über Politiken des Kulturerbeschutzes in Nordafrika; er ist einer der Sprecher des Arbeitskreises Religionsgeographie in der Deutschen Gesellschaft für Geographie.

WOLFGANG TUCH (1975), Dipl.-Ing.; Bauassessor in Heidelberg; seit 2002 Freier Mitarbeiter der Arbeitsstelle Kirche und Stadt, Hamburg. Mitautor der Studien „Kirche morgen“, Leipzig, 2003 und „Kirche vor Ort“, Hamburg 2005.

Besprechungen

ARND REITEMEIER, *Pfarrkirchen in der Stadt des späten Mittelalters. Politik, Wirtschaft und Verwaltung, Stuttgart: Franz Steiner Verlag 2005 (Vierteljahresschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Beihefte, 177), 722 S., 90,- €.*

Die Untersuchung wurde als Habilitationsschrift 2002 an der Universität Kiel abgeschlossen. Behandelt werden u.a. die Fragen, wer den Unterhalt einer Pfarrkirche im Mittelalter finanzierte, wer an dieser arbeitete und wer für diese verantwortlich war. Der Vf. untersucht die Kirchenrechnungen der Stadt Wesel aus den Pfarrkirchen St. Willibrod und St. Nikolaus. Das Werk gliedert sich in sieben Kapitel. Die Rechnungsbücher der Kirchenmeister als historische Quellen sind das Thema des ersten Kapitels. Dabei werden u.a. Überlieferung, Typologie, Kassen- und Buchführung, Rechnungslegung und Zuverlässigkeit der Rechnungsbücher untersucht. Der Vf. gelangt dabei zu der Ansicht, dass die Angaben der Rechnungsbücher nur unter Vorbehalt übernommen werden können, da diese keine fiskalische Kasseneinheit repräsentieren, obwohl sie dieses vorspiegeln.

Das zweite Kapitel befasst sich mit der „*fabrica ecclesiae*“ in der Stadt des Mittelalters. Der Vf. äußert berechtigte Zweifel, ob die Kirchenfabriken kirchliche Institutionen gewesen waren. Sie scheinen ihm weit eher aus privatrechtlichen Anfängen heraus im Zuge der Stadtentwicklungen entstanden zu sein. Dieses wird auch aus dem Verhältnis zwischen Stadt und Kirchenmeistern bestätigt.

Das dritte Kapitel behandelt die Kirchenfabrik und die Kirchengebäude. Das vierte Kapitel geht auf die Kirchengestaltung ein, sei es auf Altäre, Paramente, liturgische Handschriften, sei es auf Orgeln, Glocken oder Kirchturmfah-

nen. Im fünften Kapitel werden die religiösen Handlungen innerhalb der Kirche und ihr Verhältnis zur Kirchenfabrik untersucht.

Auf die Wirtschaft und die Finanzen der Kirchenfabriken geht das sechste Kapitel ein. Hier werden die Einnahmen, der Besitz, die Hörigen und ihre Abgaben, die Opferstöcke, Schenkungen, Stiftungen, Testamente, Verkäufe und Zuwendungen, aber auch die gesamte Bandbreite der Ausgaben in allen Einzelheiten vorgestellt.

Das abschließende siebte Kapitel ist der Administration und dem Personal der Kirchenfabrik gewidmet. Die am Ende jedes Kapitels stehenden Zusammenfassungen werden am Schluss des Bandes nochmals in ein dreiteiliges Ergebnisprotokoll übernommen. Dabei werden zuerst die Kirchenfabriken an städtischen Pfarrkirchen im Mittelalter betrachtet. Sie haben bereits im Frühmittelalter bestanden und haben sich im Reich im Laufe des 12./13. Jahrhunderts mit dem Aufblühen der Städte entwickelt. Dabei lässt sich eine Parallele zur Verfestigung der Pfarrorganisation und der Ausbildung der Ratsverfassung ziehen.

Die Kirchenfabriken entstanden aus dem Wunsch vieler Bevölkerungsgruppen heraus, in den Städten Vorsorge für ihr Seelenheil zu treffen. Memoria und Ökonomisierung der städtischen Gesellschaften waren die Grundlagen der Kirchenfabriken, die ausgehend von einem Sondervermögen rasch zu den größten Institutionen der mittelalterlichen Städte heranwuchsen. Fast überall haben die herrschenden Familien der Stadt die Kirchenfabriken dominiert. Damit waren sie keine Institutionen der gesamten Stadt, sondern der einflussreichen Familien derselben. Die Gemeinden hatten wenig Einfluss auf die Kirchenfabrik. Doch waren die Kirchenmeister Mittler und Geldgeber für Aktivitäten innerhalb

der Pfarrverbände. Der kirchliche Einfluss auf die Kirchenfabriken hat zum Ende des Mittelalters hin immer weiter abgenommen. Die Städte haben sich auch gegen Besitzübertragungen an Geistliche gewandt. Die Kirchenmeister haben in der Regel das Selbstverständnis des Rates und der führenden Familien im Innern der Kirchen vertreten, ähnlich wie das Kirchengebäude das Selbstbewusstsein der Stadt nach außen gezeigt hat.

Obwohl die vorliegende Untersuchung nur bis zum Jahre 1520 geführt wurde, weist der Vf. darauf hin, dass er in der Kirchenfabrik eine Konstante über die Reformation hinweg in den Städten sehe. Dabei habe sich der Einfluss der Gemeinden erweitert. Die Bedeutung der städtischen Pfarrkirche als Identifikationssymbol der Stadt scheint aber zurückgegangen zu sein. Die Untersuchungen haben auch grundsätzliche Unterschiede zwischen den Kirchenfabriken von Stifts- und Pfarrkirchen ergeben.

Das abschließende Ergebnisprotokoll befasst sich mit den Rechnungsbüchern, die eine keineswegs sichere Grundlage für eine allein darauf beruhende Analyse der Institution Kirchenfabrik bieten. Macht und Ohnmacht der Kirchenmeister, ihre Stellung in Stadt und Kirche werden zusammenfassend vorgestellt. Der Vf. betrachtete erstmals die Rechnungsbücher der Kirchenfabriken der Städte umfassender. Er kann damit einen abgesicherten Überblick über deren Bedeutung gegeben. Dabei gelingt es ihm, die Gemeinsamkeiten und die Besonderheiten herauszuarbeiten.

Der Band ist aber auch für die Entwicklung des spätmittelalterlichen Rechnungswesens von großer Bedeutung. Er macht deutlich, wie sich das Rechnungswesen in den spätmittelalterlichen Städten entwickelt hat. Der auf diese Weise für die spätmittelalterliche Stadtgeschichte sehr gewichtige Band schließt mit einem umfassenden Quellen- und Literaturverzeichnis und einem Register, das die Benützung des Werks erleichtert.

Immo Eberl, Ellwangen / Tübingen

STEPHANIE WOLF, *Erfurt im 13. Jahrhundert. Städtische Gesellschaft zwischen Mainzer Erzbischof, Adel und Reich Städteforschung, Reihe A: Darstellungen, Bd. 67), Köln: Böhlau 2005, 1 Karte, XLVIII, 310 S., 1 Karte, 39,90 €.*

Die vorliegende Arbeit wurde 2003 als Dissertation an der Universität Jena abgeschlossen. Die Bischofsstadt Erfurt hat sich – wie viele andere Städte des Reiches – in der Zeitspanne vom Ende des 12. bis zum Beginn des 14. Jahrhunderts entscheidend verändert. Die Verfasserin geht dieser Entwicklung in ihrer in neun Kapiteln aufgeteilten Arbeit nach. Ausgehend von der Entwicklung der Erfurter Bürgergemeinde bis ins 12. Jahrhundert werden die Anfänge der bürgerlichen Selbstverwaltung in der Zeit des staufisch-welfischen Thronstreits gezeigt. Nach den ersten Selbstständigkeitsbestrebungen der Stadtgemeinde vom Mainzer Erzbischof wird der erste Erfurter Rat und die Herkunft der Ratsmitglieder untersucht. Die Stadt musste zwar 1217 Erzbischof Siegfried II. erneut als Stadtherrn anerkennen, stand aber nach der Darstellung im dritten Kapitel bereits 1233/1234 erneut in einem Kampf um die Selbstbehauptung. Die Verfasserin zeigt dabei neben der Entwicklung bis zu diesem Zeitpunkt auch den Wandel in der städtischen Elite. Im folgenden Kapitel wird das Autonomiestreben der Stadt 1241-1244 behandelt, um daran anschließend ein ganzes Kapitel der Reform der Rats Herrschaft 1255 zu widmen. Wie das sechste Kapitel zeigt, war der neue Rat 1256-1274 bemüht, das Herrschaftsmonopol zu erreichen. Im siebten Kapitel wird das neuerliche Konfliktjahr 1275 mit der Verwüstung der erzbischöflichen Residenz, dem Krummhaus neben St. Severi, behandelt, um daran anschließend die weitgehend autonome Stadt von 1279-1290 vorzustellen. Die eingehende Untersuchung der Verfasserin zeigt nach der abschließenden Zusammenfassung, dass nach der Ratsreform von 1255 die neu konstituierte und erweiterte Elite die Hoheit über Markt und Handel der Stadt planmäßig an sich zog.

Die Stadt wuchs rasch zu einer wirtschaftlich und militärisch bestimmenden Macht in der Region heran, wie das Vorgehen gegen die Herren von Stotternheim 1269 beweist. Der Einfluss des Erzbischofs wurde weiter zurückgedrängt, dasselbe galt auch für die Stellung des Königs nach der Stauferzeit. In der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts wurden die Weichen gestellt, die die Stadt mit ihrem umfangreichen Landgebiet zu einer beherrschenden Stellung in Thüringen bis zur Mediatisierung 1664 aufsteigen ließ. Erfurt war seit dieser Zeit der eigentliche Mittelpunkt Thüringens.

Die Untersuchung zeigt die langsame Entwicklung unter Berücksichtigung des Wandels der städtischen Gesellschaft, ihrer Führungsgruppen und ihrer Verfassung deutlich. Dabei wird die enge Verbindung zwischen dem Strukturwandel im Reich und in Thüringen mit der innerstädtischen Entwicklung nachgewiesen. Der Anhang gibt die Ratsjahre 1212-1311 wieder und die Geschichte der Ratsgeschlechter Saxo, Quadrans, Lange, Karlinger und von Gotha. Der für die Stadtgeschichte des 12./13. Jahrhunderts über die Mauern von Erfurt hinaus anregende und aufschlussreiche Band wird durch ein gutes Register erschlossen.

Immo Eberl, Ellwangen/Tübingen

OLIVER PLESSOW, *Die umgeschriebene Geschichte. Spätmittelalterliche Historiographie in Münster zwischen Bistum und Stadt (Münstersche Historische Forschungen, Bd. 14), Köln: Böhlau 2006, XII, 585 S, 74,90 €*

Die an der Universität Münster 2002/2003 abgeschlossene Dissertation wurde für die Drucklegung überarbeitet. Der Vf. geht am Beispiel der münsterischen Geschichtsschreibung des 14. und 15. Jahrhunderts und des nicht nur in Münster, sondern auch an anderen Orten des Alten Reiches festzustellenden Überganges von der Bistums- zur Stadtgeschichtsschreibung

nach. Er hat seine Untersuchung dazu in drei Teile aufgeteilt. Der erste erörtert die „methodischen Grundlagen“, wobei er in vier Kapiteln die Methodik des Umgangs mit historiographischen Texten des Mittelalters, die Bedeutung des Begriffs „Gattung“ für die Interpretation historiographischer Texte, den Gattungsgehorsam der Bistumshistoriographie ausgehend von den Positionen der Forschung über die norddeutschen *Gesta episcoporum* des 11. bis zum 15. Jahrhundert behandelt, um zuletzt die Gattungsverweigerung der Stadtchronistik aufzuzeigen. Beginnend bei der Stadtgeschichtsschreibung Italiens führt er diese über die Beispiele für die Unterschiede in Köln, Nürnberg und Augsburg auf die Urbanisierung der Universalchronistik und der Bistumsgeschichtsschreibung als Kennzeichen der „Gattungsverweigerung“ hin. Nach dieser grundlegenden Einführung wendet sich der zweite Teil der Arbeit der münsterischen Geschichtsschreibung zu, die in zwei Kapiteln aufgeteilt ist. Nach dem Katalog der Textzeugen im ersten Kapitel mit 49 verschiedenen Handschriften behandelt das zweite die Phasen der Textentwicklung. Dabei wird nach den Entwicklungsstufen der lateinischen Historiographie die der volkssprachigen, also deutschen, untersucht. Der dritte Teil der Arbeit bietet die „Interpretation“ in vier Kapiteln. Nach einer ausführlichen Betrachtung der Chronik des Florenz von Wevelinghoven wendet sich der Verfasser der Entwicklung „Vom Bistum zur Stadt“ in der Historiographie am Beispiel der Chronik des Florenz von Wevelinghoven und ihren Fortsetzungen zu. Das dritte Kapitel gilt der Verfasserschaft, Rechenschaft und Textkritik in der Fortsetzung der Chronik durch „Arndt Bevergern“. Das vierte Kapitel geht auf die städtische Perspektive in der Fortführung der Historiographie ein, die bis 1458 führt. Der Vf. fasst die Ergebnisse am Ende umfangreich zusammen. Die Arbeit schließt mit einer Bibliographie, Anhängen und einem ausführlichen Register. Die Arbeit hat die sich herausbildende städtische Historiographie am Ort eines Bischofssitzes umfassend aufgearbeitet und inter-

pretiert und dabei gezeigt, welche Bedeutung die städtische Entwicklung insgesamt für die Historiographie des Spätmittelalters hatte. Damit hat der Vf. ein bislang kaum bearbeitetes Gebiet betreten und eine richtungsweisende Untersuchung vorgelegt.

Immo Eberl, Ellwangen/Tübingen

HENNER HANNING / JOHANNES M. MÜLLER (Hrsg.), *Dorf und Kirche oder Kirche und Dorf oder Kirchendörfer (Dokumentation einer studentischen Studienarbeit)*, Wismar: Hochschule Wismar, Fachbereich Architektur 2006.

Der vorliegende Katalogband „Dorf und Kirche oder Kirche und Dorf oder Kirchendörfer“ widmet sich dem ländlichen Dorf in Mecklenburg, seinen Charakteristika und seiner Bedeutung. Ein Verdienst des Bandes liegt sicher darin, dass es, aus studentischen Arbeitsgruppen der Hochschule Wismar unter Anleitung der beteiligten Dozenten der Architekturgeschichte entstanden, eigenständige studentische Arbeiten veröffentlicht. Den Untersuchungsraum bilden dabei fünf Dörfer, die südlich von Wismar und Schwerin zu verorten sind.

Entstanden ist ein dichtes Katalogwerk, das alle Aspekte dörflicher Entwicklung – von der Dorfgeschichte bis zur heutigen Bedeutung des Dorfes – abzudecken versucht. Vor der Veröffentlichung die Hilfe eines versierten Lektors in Anspruch zu nehmen, hätte so mancher stilistischer Eigentümlichkeit und historisch kaum haltbarer Interpretation vorgebeugt. Historische Ungenauigkeiten wie beispielsweise der vermeintliche „mittelalterliche Territorialstaat“ mindern den Wert der geschichtlichen Passagen teils erheblich, ebenso die fehlenden Quellenbelege und das lange Zitieren allgemein bekannter Literatur.

Die Bezeichnung von Protestanten als „Evangelisten“ zeigt, wie oberflächlich sich die Autoren mit ihren Texten auseinandergesetzt ha-

ben. Eine inhaltliche Korrektur wäre notwendig gewesen. Überzeugend hingegen ist die Einteilung des Buches in umfassende, fachübergreifende Kapitel, die die Beiträge zu den Dörfern gliedern. Detailreich werden die einzelnen Aspekte des Dorfes dargestellt, wenn auch Aussagen von Dorfbewohnern teils unreflektiert übernommen werden und der Sprachduktus aufgezeichneter Interviews erhalten bleibt. Dem Themenaspekt „Kirche“ wird gemäß dem Buchtitel ausreichend Raum gegeben, Handlungsvorschläge für eine künftige Dorfentwicklung und -sanierung aus Sicht der Architekten schließen das jeweilige Kapitel; ein Glossar und eine Zeitafel runden den Band ab. Verdienstvoll ist sicher, dass die ausgewählten Dorfgemeinden mit diesem Katalogband ihre Dorfgeschichte auch und gerade aus architektonischer Sicht aufarbeiten konnten. So wünschenswert die Publikation studentischer Arbeiten auch immer ist, eine sorgfältigere Betreuung der einzelnen Beiträge durch die beteiligten Dozenten wäre notwendig gewesen. Dennoch gelingt es den manchmal etwas langen Beiträgen, das Besondere, das Typische und das Allgemeine des Dorfes und die Bedeutung der dörflichen Kirche in der Region Westmecklenburg darzustellen und einem interessierten Publikum nahe zu bringen.

Daniel Kirn, Stuttgart

SEBASTIAN SCHMIDT / JENS ASPELMEIER (Hrsg.), *Norm und Praxis der Armenfürsorge in Spätmittelalter und früher Neuzeit (Vierteljahresschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Beihefte Nr. 189)*, Stuttgart: Franz Steiner Verlag 2006, 1 Karte, 16 Tabellen, 233 S., 40,- €

Die vorliegenden Aufsätze wurden auf einer Tagung gehalten, die vom 7.-8. November am Lehrstuhl für Mittlere und Neuere Geschichte von Prof. Dr. Ulf Dirlmeier (Universität Siegen) stattfand und die Frage nach dem Verhält-

nis von Norm und Praxis der Armenfürsorge im Spätmittelalter und in der frühen Neuzeit unter der Einbeziehung zeitgenössischer Konzepte, breiter sozioökonomischer Veränderungen und gewandelter (Moral-)Vorstellungen thematisierte. Die zehn Beiträge greifen auf die Ergebnisse von Forschungsschwerpunkten, aktuellen Dissertationen und Habilitationen zurück. Bernd Fuhrmann behandelt als Einleitung Norm und Praxis der Armenfürsorge in Spätmittelalter und früher Neuzeit, wobei er die der Tagung zugrunde liegende neuere Forschung aufzeigt. Alexander Wagner geht auf die Armenfürsorge in „(Rechts-)Theorie und Rechtsordnung der Frühen Neuzeit“ ein, wobei der die Verordnung der geistlichen Kurfürstentümer sowie die im 17. Jahrhundert entwickelten rechtstheoretischen Grundlagen zum Armenrecht heranzieht. Sebastian Schmidt betrachtet die Armenfürsorge der Frühen Neuzeit in ihren konfessionsspezifischen Unterschieden. Rita Voltmer nimmt die Vorschläge des Straßburger Münsterpredigers Johannes Geiler von Kaysersberg zur Reform des städtischen Armenwesens auf, um an ihm obrigkeitliche Normensetzung und städtischen Alltag zu zeigen. Die folgenden vier Beiträge sind den Hospitälern und Leprosorien der Städte gewidmet: Kay Peter Jankrift geht den Normbruch und Funktionswandel anhand des Pfründmissbrauches in Hospitälern und Leprosorien nach, während Martin Uhrmacher Norm und Praxis in Leprosorien des 15. Jahrhunderts am Beispiel von Trier darstellt und Jens Aspelmeier die Wirtschaftsführung des Spitals in Siegen und Meersburg als Beispiele für kleinstädtische Spitäler behandelt. Jutta Grimbach untersucht zuletzt in diesem Abschnitt die Hospitalgründungen des 15./16. Jahrhunderts am Niederrhein und im Herzogtum Westfalen. Frank Hatje wendet sich der Armenfürsorge und Sozialbeziehungen der frühen Neuzeit am Beispiel Hamburgs zu. Fritz Dross schließt den Band mit seinem Aufsatz über neue Konzepte in der Armenpflege des 18. Jahrhunderts und die nicht zustande gekommene Gründung eines Krankenhauses.

Der Band greift im Bereich der Stadtgeschichte eine bislang mehr oder weniger durch die Darstellung von Spitalgeschichten hervorgehobene Thematik auf, die sich erst im Laufe der letzten Jahre der Form der Thematik des vorliegenden Bandes angenähert hat. Die Bedeutung der heutigen Sozialpolitik, die weit über die Sozialfürsorge der damaligen Zeit hinausgeht, ist für die Gemeinschaft der Bürger in den jeweiligen Städten zunehmend von erheblicher Bedeutung geworden, wie sich auch an der mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Entwicklung zeigen lässt. Der Band fasst die Beiträge einer internationalen Tagung für die weitere Forschung zusammen. Er gibt damit die Anstöße in der Tagung an die Forschung weiter und nimmt dadurch eine richtungweisende Stellung ein.

Immo Eberl, Ellwangen/Tübingen

BRITTA KLAGGE, *Armut in westdeutschen Städten. Strukturen und Trends aus stadtteilorientierter Perspektive - eine vergleichende Langzeitstudie der Städte Düsseldorf, Essen, Frankfurt, Hannover und Stuttgart (Erdkundliches Wissen, Bd. 137), Stuttgart: Franz Steiner Verlag 2005, 48 Abb., 53 Tab., 310 S., 44,00 €.*

Die 2004 in Hamburg entstandene sozialgeographische Habilitation untersucht an fünf etwa gleichgroßen deutschen Städten für die Zeit von etwa 1986 bis 2000 die Veränderung von Wohnstandortmustern, besonders was die Wohnorte ärmerer Bevölkerungsschichten angeht. Ausgesucht wurden Städte, die über genügend statistische Daten auf Stadtteilebene verfügen, sodass vor allem anhand der Zahlen über Sozialhilfeempfang, Sozialwohnungen bzw. Ausländeranteil eine differenzierte Unterscheidung innerhalb einer Stadt möglich war. Die Autorin hat zusätzlich Quellen hinzugezogen sowie Expertengespräche geführt, um Erklärungen für die Konzentration von Armut in bestimmten Stadt-

teilen, die Verschiebungen von Armutsgebieten oder spezielle Strukturen und Entwicklungen für deutsche und ausländische Sozialhilfeempfänger zu finden.

Bei aller Problematik, den Sozialhilfebezug als Armutsindikator zu verwenden, hatte dieser den Vorteil, dass die entsprechenden Daten deutschlandweit nach einheitlichen Kriterien erhoben wurden und auf Stadtteilebene vorlagen. Zunächst wurde daher eine auf Deutschland bezogene Datenanalyse gemacht, die u.a. feststellt, dass der Anstieg der Sozialhilfedichte für die Gesamtbevölkerung zwischen 1989 und 1993 ausschließlich auf die wachsende Zahl ausländischer Sozialhilfeempfänger zurückzuführen ist. Nachdem die Asylbewerber herausgerechnet wurden, relativierten sich diese Zahlen. Danach erfolgt ein allgemeiner Vergleich der Sozialhilfedichte im Verhältnis zur Wirtschafts- und Sozialentwicklung der Untersuchungsstädte. Es werden Stadtteiltypisierungen durchgeführt und der Wohnungsbestand auf seinen Anteil an Sozial- bzw. Belegrechtswohnungen untersucht. Im Rahmen des Cluster-Verfahrens wurden sechs städteübergreifende Stadtteiltypen erarbeitet, die sich dann auch graphisch darstellen ließen (S. 88 ff.). So wurden Stadtteile mit niedrigem bis mittlerem Status, einem hohen Ausländeranteil und einer hohen Wohnungsdichte gefunden (A), bei denen sich unter A1 ein hoher Anteil von Ausländern und Einpersonenhaushalten bei hoher Wohnungsdichte fassen lässt, was bei A 2 extremere Werte erfährt. Unter B sind Stadtteile mit niedrigem bis mittlerem Status, einem hohen Anteil an Sozialwohnungen und einem eher unterdurchschnittlichen Anteil an Einpersonenhaushalten gefasst, die unter B 1 einen relativ geringen Anteil an Altbauwohnungen und einen unterdurchschnittlichen Ausländeranteil kennen, während unter B2 der Ausländeranteil, der Anteil der Einpersonenhaushalte und Altbauwohnungen deutlich höher liegt, bei niedrigerem Sozialwohnungsanteil. Unter C werden Stadtteile mit mittlerem und hohem Status subsumiert, die bei C1 niedrigen Ausländeranteil, geringe

Wohnungsdichte und unterdurchschnittlichen Anteil an Sozialwohnungen sowie Einpersonenhaushalten haben, während bei C2 die Werte etwas angeglicher sind. Da die Zähleinheit meist der Stadtbezirk ist, ein Stadtbezirk aber ganz unterschiedliche soziale Strukturen aufweisen kann, sind die Ergebnisse nur Annäherungswerte. Trotzdem gelingt es sowohl für jede der behandelten Städte, als auch im Vergleich Werte zu ermitteln, die die Segregation von Armut und deren Veränderung augenscheinlich werden lässt.

An den Untersuchungsstädten wird auch deutlich gemacht, dass Stadtteile, die besonders statusniedrig sind, einen hohen Ausländeranteil aufweisen oder/und mit überdurchschnittlichem Sozialwohnungsanteil versehen sind, als allgemeine Armutsgebiete gelten können. In der Regel waren diese Armutsgebiete im Untersuchungszeitraum stabil, Ausnahmen gab es in Bezirken, in denen größere Mengen Sozialwohnungen aus der Bindung herausgefallen sind und in denen sich aus Altersgründen die Struktur einer Bevölkerung vom Familienhaushalt zum Einpersonenhaushalt wandelte, was häufig zu einem Rückgang der Sozialhilfeempfänger führte. Andererseits ließen sich auch Stadtteile feststellen, in denen sich die Segregation der Sozialhilfeempfänger verstärkte, wobei sich ein zunehmender Ausländeranteil feststellen ließ. Betroffen sind hier vor allem Hochhaussiedlungen der 1970er Jahre. Generell konnte festgestellt werden, dass trotz zunehmender sozialer Disparitäten die räumliche Disparität auf der Ebene der Stadtteile nicht gestiegen ist. Ausländische Sozialhilfeempfänger leben weniger segregiert als deutsche. Dass es aufgrund kapitalistischer Marktmechanismen und politischen Handelns sich selbst verstärkende räumliche Polarisierungsprozesse gibt, konnte nur teilweise bestätigt werden, zumal die städtische Sozialpolitik der beiden letzten Jahrzehnte diesem Prozess in der Regel entgegenzuwirken suchte. Die politisch Verantwortlichen, so ein Fazit, haben nur wenig Möglichkeit, der Armut als Ganzes entgegenzutreten.

Viel wirkungsvoller sind bauliche und soziale Maßnahmen in den Quartieren, auch der Abbau von Armutskonzentration bei der Errichtung von Sozialwohnungen mit Blick auf eine „soziale Mischung“. Die Verbesserung des Wohnumfeldes und die Schaffung von positiven Lebensbedingungen, vor allem auch für Kinder und Jugendliche, sind somit eine Herausforderung für die Politik.

Für die untersuchten Städte sind erhellende Analysen entstanden, die für die kleinräumige sozialtopographische Entwicklung auch für den Neuzeithistoriker von Interesse sind. Im Vergleich zeigt sich, dass sich die individuelle Entwicklungsgeschichte einer Stadt vom Mittelalter bis ins 20. Jahrhundert in den Wohnorten sozialer Schichten widerspiegelt. Der Band ist durch zahlreiche Tabellen und z.T. farbige Graphiken angereichert.

Clemens von Looz-Corswarem, Düsseldorf

TILMAN HARLANDER (Hrsg.) in Verbindung mit HARALD BODENSCHATZ, GERHARD FEHL, JOHANN JESSEN und Gerd Kuhn, *Stadtwohnen. Geschichte, Städtebau, Perspektiven, Ludwigsburg/München: DVA Architektur 2007, 400 S., zahlr. Abb., 49,95 €.*

Es handelt sich um die Ergebnisse eines groß angelegten Forschungsprojektes, das von der Wüstenrot-Stiftung gefördert wurde. Dafür, sich nun so umfassend dem „Stadtwohnen“ zuzuwenden, also privatem Wohnungsbau in den Kernstädten und ihren städtebaulichen Kontexten in aktueller und historischer Dimension, sprechen nicht nur die gegenwärtigen Trends. Denn die schon um 1900 einsetzende, nach 1945 stark beschleunigte Entwicklung zu einer immer größeren Suburbanisierung und zur Zersiedelung der Landschaft scheint derzeit zwar nicht gebrochen, aber doch qualitativ aufgefangen. Offensichtlich werden Teilen der Bevölkerung und den Stadtpolitikern die ökologischen,

wirtschaftlichen und sozialen Kosten des „Wohnens im Grünen“ bewusst.

Das Thema hat sowohl eine strukturelle als eine historische Dimension. Strukturell geht es um die Frage, wie Stadt überhaupt gestaltet sein soll, welche Aufgaben sie erfüllt und welche Zukunftspotenziale sie aufweist. Erinnert sei hier an die schon länger anhaltende urbanistische Debatte, inwieweit die „europäische“, verdichtete und multifunktionale Stadt weiterhin realistischer Weise das Leitbild für Arbeit, Leben und Wohnen sein kann oder ob man sich mit der Qualifizierung der Zwischenräume zufrieden stellen soll. Der historische Zugriff auf das Thema Stadtwohnen erweist sich mit diesem Band als ungemein lohnend. Wie schon im Vorgängerprojekt „Villa und Eigenheim. Suburbaner Städtebau in Deutschland“, in dem es um die städtebauliche Qualifizierung suburbanen Wohnens und historische Erfahrungen mit modellhaften Wohnprojekten an den Peripherien ging, so werden auch hier historische Modelle städtischer Wohnentwicklung vorgestellt. Hierbei stehen der historisch-analytische Erkenntniswert der präsentierten Modelle und ihr Vorbildcharakter für heutige Vorhaben im Vordergrund – und wohl auch ihr ästhetischer Wert. Es zeigt sich, dass die europäische Geschichte eine staunenswerte Vielzahl von Konzepten und Realitäten bürgerlichen Stadtwohnens hervor gebracht hat, und es erweist sich, wie viele Vorhaben der Gegenwart in anderen europäischen Ländern der deutschen Debatte wichtige Anregungen vermitteln können. Es geht also um urbanes Wohnen, um Wohnen in städtebaulich strukturierten Zusammenhängen und um qualifizierte Bewältigung von Strukturbrüchen der urbanen Entwicklung. Vornehmlich wird das Wohnen im Eigentum behandelt, wenn dies auch die Beschäftigung mit Mietwohnungsprojekten nicht ausschließt, denn die Autorinnen und Autoren scheinen sich der Gefahr einer Verschärfung sozialer Segregation durch luxuriierende Städteentwicklung durchaus bewusst.

In dreißig deutschen internationalen Fallstudien vom modellmäßigen Hausbau in Rastatt

und Karlsruhe während des 18. Jahrhunderts bis zum Pariser Boulevard Haussmann, von der südwestlichen Innenstadt in Görlitz bis zum Utrechter Stadtteil Oudwijk und von den Stadterneuerungsprojekten der dreißiger Jahre über umgenutzte Quartiere in Manchester bis zurück zur HafenCity reichen die Fallstudien, welche die west- und zentraleuropäische Perspektive dicht und vielseitig repräsentieren. Jede dieser Fallstudien basiert auf einem weitgehend übereinstimmenden Kriterien- und Frageraster: Es geht um die Bedeutung, die Initiatoren, die Planung, Finanzierung, Eigentumsformen, städtebaulichen Kontexte, Realisierung und Nutzungsgeschichte der einzelnen Bauprojekte, die verwendeten Haustypen und Grundrisse, auch um einwirkende städtebauliche Konzepte und ästhetische Vorstellungen. Immer wieder wird auf gegenwärtige, sozialpolitisch kritisch zu sehende, Umformungen solcher Quartiere (v.a. aufgrund von wachsender Exklusion und der Umwandlung von Wohn- in Büroraum) und auf aktuelle Revitalisierungsmaßnahmen eingegangen.

Zahlreiche Abbildungen und Pläne erhöhen den Informationswert und regen die Leser schon auf visueller Ebene zu einer künftigen Besuchstour an. Doch erschöpft sich der Band nicht in Fallstudien und Dokumentation. Vielmehr sind in ihn längere strukturgeschichtliche Teilstudien eingestreut, die weitere Beispiele enthalten. Gerhard Fehl widmet sich anhand deutscher Beispiele und für Venedig dem planmäßigen Stadt- und Wohnungsbau der Frühen Neuzeit, der auf die Herstellung eines „perspektivischen Stadtraums“ hinauslief, und in dem die Fürsten und Obrigkeiten auch Mietwohnungen förderten. Gerd Kuhn klärt das „Stadtwohnen im Aufbruch“ um 1800. Gemeint sind die Verschränkungen zwischen der Entstehung eines neuen bürgerlichen Familientypus und neuen Formen des Eigentums- und Mietwohnungsbaus, allerdings bleibt kritisch anzumerken, dass hier noch vom Modell des „Ganzen Hauses“ ausgegangen wird, das doch inzwischen in der sozialgeschichtlichen Forschung stark relativiert wurde.

Kuhn geht auf Entfestigung und Stadterweiterungen etwa am Beispiel Frankfurts ein und arbeitet heraus, wie erstmals größere Quartiere in den Städten auftauchten, die funktional und sozial segregiert waren. Harald Bodenschatz, der im Vorgängerband „Villa und Eigenheim“ v.a. gartenstädtische Siedlungen in Berlin vorgestellt hatte, widmet sich nun den fast ebenso exklusiven „neuen bürgerlichen städtischen Adressen“ des langen 19. Jahrhunderts. Es geht aber nicht nur um das Spitzenbausegment, sondern auch um den „mittleren“ Sektor, der insgesamt etwa ein Viertel der gesamten urbanen Wohnbestände umfasste und in dem die Wohnungen teils im Eigentum, teils zur Miete angeboten wurden. Hierbei wird insbesondere auf die wachsende städtebauliche Komplexität der vorgestellten Vorhaben hingewiesen. Erneut Gerd Kuhn beschäftigt sich mit den urbanen Wohnprojekten in der Weimarer Republik, deren Entwicklung sich zwischen den Polen der Citybildung und der Verlagerung an die Peripherie vollzog; Kuhn zeigt aber entgegen bisher dominanten Forschungsrichtungen, wie nicht nur Trabantenstadtkonzepte aufkamen, sondern auch der (rechtlich stark erschwerte) Eigentumswohnungsbau modellhaft zum Zuge kam. Tilman Harlander verfasste ebenfalls zwei längere Beiträge: zum „Stadtwohnen 1933 bis 1945“ und zum „Wiederaufbau und Modernisierung der Stadtstrukturen“ bis 1970. Im ersten Artikel geht es weniger um die inzwischen recht bekannten außerstädtischen Siedlungsprojekte der NS-Zeit als um innerstädtischen Wohnungsbau und Altstadtsanierungsprojekte, auch hier kommt, in europäischer Perspektive, die Debatte um die Belebung des Eigentumswohnungsbaus zum Zuge. Im zweiten Artikel wird ebenfalls auf Eigentumswohnungsbau und auf Projekte in der DDR hingewiesen. Schließlich geht es Christian Holl und Johann Jessen um die fundamentale Wende einer „Aufwertung und Neubestimmung des innerstädtischen Wohnens seit den 1970er Jahren“. Trotz der dominierenden Suburbanisierungstendenzen begann diese Wende mit den Stadterneuerungs-

projekten der siebziger Jahre, setzte sich über neue innerstädtische Quartiere und Haustypen bis zu den 1980er Jahren fort, steigerte sich über die Leitidee der „europäischen Stadt“ bis zur schwerpunktmäßigen Entwicklung neuer Innenstadtquartiere heutzutage.

Gerade dieser Beitrag zeigt noch einmal, dass sich der Band nicht mit geglückten historischen und noch aktuellen Beispielen innerstädtischen Wohnens zufrieden gibt, sondern deren Kriterien und Akteure sehr transparent und explizit klärt und somit auch zu einer Revision der Stadtgeschichtsforschung anregen könnte. Denn diese orientierte sich bislang stark an wirtschaftlichen, demographischen, an funktionalen und raumtypologischen Kriterien; mit dem Gesichtspunkt des „Stadtwohnens“ ergeben sich indes andere Perspektiven nicht nur hinsichtlich der Wahrnehmung dessen, was an der Stadtgeschichte wichtig ist, sondern auch hinsichtlich ihrer Periodisierung. Freilich darf man bei all dem nicht die Normalität städtischen Baugeschehens vergessen, den klassischen Arbeiterwohnungsbau, die Siedlungen an den Peripherien und die vielen kleinen privaten Erschließungen. Aber „Stadtwohnen“ von den Rastatter Typenhäusern bis zu den Sozialwohnungen an den Quais in Nantes erschließt eindeutig eine neue wissenschaftliche Perspektive der historischen Wahrnehmung von Stadt.

Clemens Zimmermann, Saarbrücken

UNDINE GISEKE / ERIKA SPIEGEL
(Hrsg.), *Stadtlichtungen. Irritationen, Perspektiven, Strategien (Bauwelt Fundamente 138), Birkhäuser: Basel 2007, 269 S., 24,90 €.*

Dem gut lesbaren Sammelband werden Leitfragen vorangestellt. Zuerst geht es um Stadtteile mit hohem Gebäudeleerstand in ostdeutschen Städten sowie um den längerfristigen Bestand ehemaliger Nutzungsstrukturen in der Stadt; anschließend wird nach plausiblen Strategie

gefragt, um die Sicht auf eine andere Stadt zu öffnen. Sodann werden landschaftsähnliche Elemente in der Stadt thematisiert und angemessene Methoden und Instrumente der Stadtplanung diskutiert.

Gerd Albers gibt einen interessanten historischen Überblick über die verschiedenen, zeitbedingten Stadtentwicklungsmodelle und stellt fest, dass Stadtentwicklung immer mit großen Unsicherheiten verbunden war. Johann Jessen fragt nach der Wirkung von Stadtentwicklungskonzepten unter anhaltender Rückbildung der Nachfrage. Wohltuend weist Jessen auf Unsicherheiten hin, die mit den aktuellen Prognosen und Strategien zur Stadtentwicklung verbunden sind. Im Mittelpunkt des Bandes stehen zwei Beiträge von Erika Spiegel. Der eine gibt eine präzise Interpretation statistischer Materialien zur Bestimmung zukünftiger Wohn- und Standortpräferenzen unter den Stichworten weniger, älter, bunter. Im zweiten Beitrag wird das Wohnen in der Stadt thematisiert, um das Verhältnis vorhandener Wohnungsbestände und ermittelter Präferenzen zu klären. Elke Pahl-Weber thematisiert den Umgang mit Rückbildungsprozessen in strukturschwachen Regionen Westdeutschlands. Weitere Autoren setzen sich mit dem Umbau von Altbauquartieren (Wulf Eichstädt) und mit Möglichkeiten auseinander, neue Verbindungen von Stadt und Landschaft zu formulieren (Günter Nagel). Heidede Becker fragt nach Strategien und Konzepten im zukünftigen Stadtbau und im Beitrag von Kees Christiaanse zu Methodik und Regeln von Entwicklungsprozessen geht es um die Tragfähigkeit von übergeordneten Strategien. Undine Giseke fordert mehr Spielräume für mehr Freiflächen in der Stadt. Die übergreifende Frage des Buches, inwiefern „Ansätze und Möglichkeiten zu erkennen sind, statt funktionslos gewordener baulicher Komponenten landschaftliche Elemente als konstituierende Elemente neuer stadträumlicher Strukturen zu entwickeln“ ist wohl etwas sperrig formuliert. Es geht den Herausgeberinnen offensichtlich um das Einfügen neuer landschaftlicher Elemente in der Stadt. Ob wir

mit dem heutigen Wissen bereits von „funktionslos gewordenen Stadtteilen“ sprechen dürfen, muss die Geschichte beantworten. Vorsichtiger und dem Kulturgut Stadt angemessener wäre es, von Städten im „Wartestand“ – *Waiting Cities* (statt *Shrinking Cities*) zu sprechen. Überzeugende Antworten sehen die Herausgeberinnen in den Leipziger Strukturkonzepten (Wolfgang Kunz). Trotzdem lassen sich mit „Stadtlichtungen“ noch keine eindeutigen Antworten auf die nicht einfache Situation ostdeutscher Städte geben. Aber dies ist auch nicht unbedingt im Sinn der Herausgeberinnen. Sie stellen in ihrem abschließenden Ausblick klar, dass es ihnen nicht um ein Manifest zur zukünftigen Entwicklung der Stadt geht, sondern um einen Versuch, zukünftige Aufgaben zu erkennen, um Lösungsansätze in der Stadtentwicklung zur Diskussion stellen zu können. Der Band schließt mit einer durchaus überzeugenden Empfehlung, individuelle und stadtspezifische Konzepte zu entwerfen. Trotzdem bleiben gewisse Irritationen: „Stadtlichtungen“ als begrüßenswerte Übersicht über aktuelle Probleme der Stadtentwicklung in Deutschland gedacht, hätte zum einen die Vor- und Nachteile der kompakten europäischen Stadt expliziter thematisieren müssen. Mit der Leipzig Charta der europäischen Bauminister bekommt gerade der behutsame Umgang mit der historischen Stadt einen besonders hohen Stellenwert; zum anderen werden die Altbauquartiere des 19. Jahrhunderts (auch im Osten Deutschlands) angesichts des Klimawandels und des Anliegens nach Vereinbarkeit von Beruf und Familie junger Paare eine immer größere Aktualität erlangen. Je enger die Häuser zusammenrücken, umso intensiver ist die Vernetzung untereinander. Und die sozialwissenschaftlich ausgerichteten Thesen von Karl Otto Hondrich – „Weniger sind Mehr“ (Frankfurt a.M. 2007) – hätten es im Kontext verschiedener Positionen zum Thema „weniger und älter“ verdient, diskutiert zu werden. Der in Deutschland recht einseitig geführten Demografie- und Stadtschrumpfungsbefragung hätten mit diesen Thesen neue Anstöße verliehen wer-

den können. Es wäre doch spannend, über seine Feststellungen zu diskutieren, wonach der gesellschaftliche Fortschritt eine Folge von immer weniger Menschen mit immer größerem Reichtum ist. Und im Zeitalter der Globalisierung ist zudem zu bedenken, dass die kompakte europäische Stadt weit mehr städtebauliche Identität vermittelt und Antworten auf den Klimawandel zu geben vermag als aufgelöste Stadtlandschaften – zum Wohl der Bürger und zur Wahrung des kulturellen Erbes.

Jürg Sulzer, Görlitz

INGRID SCHEURMANN (Hrsg.), *Zeit Schichten: Erkennen und Erhalten – Denkmalpflege in Deutschland. 100 Jahre Handbuch der Deutschen Kunstdenkmäler von Georg Dehio. Katalogbuch zur gleichnamigen Ausstellung im Residenzschloss Dresden, 30.07.-13.11.2005, München/Berlin: Deutscher Kunstverlag 2005, 340 S., reich ill., 34,90 €.*

INGRID SCHEURMANN/HANS-RUDOLF MEIER (Hrsg.), *Echt. alt. schön. wahr: Zeitschichten der Denkmalpflege, München/Berlin: Deutscher Kunstverlag 2006, 264 S., reich ill., 34,90 €.*

Der stattliche, großformatige Band, *Zeit Schichten*, herausgegeben im Auftrag der Deutschen Stiftung Denkmalschutz, der Vereinigung der Landesdenkmalpfleger sowie der Dehio-Vereinigung, wurde erarbeitet im Rahmen einer gemeinsam ausgerichteten Ausstellung in Dresden, die der nunmehr 100jährigen Geschichte des „Handbuches der deutschen Kunstdenkmäler“ von Georg Dehio gewidmet war. Der Sammelband von insgesamt 46 Fachbeiträgen geht allerdings thematisch wie auch inhaltlich weit über das Werk des „Dehio“ hinaus. Dieses ist eher ein Aufhänger für allgemeine, theoretische wie auch objekt- oder projektbezogene Darstellungen im Zuge der historischen sowie aktuellen

Entwicklung der Denkmalpflege im deutschen Raum, was dem Werk einen einschlägigen Gegenwartbezug verleiht.

Eingeteilt ist der Band – der Gliederung der Ausstellung folgend – in eine entwicklungsge- schichtliche, zugleich aber vornehmlich thematische Gruppierung, womit besonders markante Tätigkeitsfelder der Architektur- und Baudenkmalpflege ins Bewusstsein gerückt werden. Zu den allgemeineren Themenbereichen gehören „Stationen der deutschen Denkmalpflege“, „Denkmalpflege und moderne Gesellschaft“, „Georg Dehio als Wegbereiter der modernen Denkmalpflege“, „Nationaldenkmale im 19. und 20. Jahrhundert“, „Konservieren, nicht restaurieren“, „Denkmalpflege und Heimatschutz“, „Denkmalpflege im Dritten Reich“, „Wiederaufbau und Denkmalpflege nach dem Zweiten Weltkrieg“, „Neue Aufgaben der Denkmalpflege seit den 1970er Jahren“, „Die Pflege der klassischen Monumente“, „Die Denkmalpflege im Dialog der Wissenschaften“, sowie letztlich die „Herausforderungen an die Denkmalpflege der Gegenwart“. Damit werden grundlegende Themen aus der Entwicklung denkmalpflegerischer Zielsetzungen berührt und mit knapp gehaltenen Beiträgen konzeptionell, gedanklich oder auch exemplarisch präsentiert.

Leitgedanke der Ausstellung wie des Bandes unter dem Motto der „Zeitschichten“ ist der zeit- und gesellschaftsbedingte Wandel denkmalpflegerischer Perspektiven und Zielsetzungen im Bewusstsein einer ständig zu aktualisierenden Aufgabenstellung, Motivation und Begründung einer Denkmalpflege als kulturelle und gesellschaftliche Grundbedingung. Dabei stellen sich epochenspezifische Leitmotive einer Denkmalpflege heraus, Bauwerke in ihrer Tradition als Symbole nationaler Einheit (Wartburg, Bismarcktürme, Brandenburger Tor u.a.) als Identitäts- und Traditionsträger sowie in Rückbesinnung auf handwerkliche Traditionen, aber auch allgemeingültige und in der Zeit unabhängige Beweggründe, wie besonders der Denkmalschutz als Gegenbewegung gegen jegliche Zerstörung historischer Bausubstanz. Die

Ausstellung wie auch der sie dokumentierende und bleibende Band soll in einer breiten Öffentlichkeit wie auch einem interdisziplinären wissenschaftlichen Kontext anregen zu einer ständig wirksamen Auseinandersetzung mit der Geschichte und der Gegenwart einer aktiven Denkmalpflege, wozu mit diesem Band in der Tat ein einschlägiger Beitrag geleistet wird.

Zu diesem Sinnzusammenhang tragen vor allem vertiefende Gedankenführungen bei, so von I. Scheurmann (Erhalten und nur Erhalten?!), von G. Mörsch (Fremd, vertraut oder entbehrlich), von M.F. Fischer (Das Original und seine Reproduktion) sowie – im Überblick die jüngere Theoriedebatte referierend – die Darstellung von H.-R. Meier und T. Will (Paradigmenwechsel der modernen Denkmalpflege).

Der Entwicklungsgang denkmalpflegerischer Zielsetzungen wird nicht nur in Konzeption, Titel und Anlass der Ausstellung wie des Bandes deutlich, sondern auch hier und da sehr konkret in Bezügen zu den Leitgedanken von Georg Dehio als Wegbereiter einer organisierten Denkmalpflege mit den in seiner „Kaiserrede“ (1905) richtungsweisenden Vorgaben einer „Erziehung zur Denkmalfreundschaft“, dem „Konservieren, nicht Restaurieren“, einem „Erhalten und nur Erhalten“ oder der Maßgabe, dass notwendige Erneuerung immer auch erneuert erscheinen muss. Ausführlich auf Dehios Werk eingegangen wird in drei Beiträgen von I. Scheurmann und einem Beitrag von M. Weis („Zur Geschichte des Handbuches der deutschen Kunstdenkmäler“).

In der Zusammenstellung und Auswahl der die allgemeinen Themenbereiche repräsentierenden Denkmalobjekte wird die Bemühung deutlich, „Leitobjekte“ mit einem allgemeineren Bekanntheitsgrad herauszustellen, die immer wieder und besonders in jüngerer Zeit Anlass zu kontroversen denkmalpflegerischen Zielsetzungen und Lösungen gegeben haben: Städtebauliche Wiederaufbau-Debatten (Münster, Nürnberg, Berlin u.a.), archäologische Rekonstruktionen (Frauenkirche Dresden u.a.), Nachahmungen und Surrogate (Stadtschloss Berlin).

Insgesamt ist der denkmalpflegerische Betrachtungsansatz der Ausstellung wie des Bandes auf den städtischen wie auch monumentalen Einzelbau gerichtet, auf Architektur, Baustil, Erhaltung, Rekonstruktion oder Nachahmung und nur nebenbei auf denkmalpflegerische Aspekte von Stadtlandschaft, Städtebau oder Sanierungskonzepten und -projekten. Zu den einzelnen unter verschiedenen denkmalpflegerischen Aspekten in jeweiligen Einzelbeiträgen behandelten Bauwerken gehören besonders Kirchenbauten (Kölner Dom, Bremer Dom, St. Michaelis in Hamburg, Limburger Dom, Aachener Dom) sowie Burgen und Schlösser (Burg Rothenfels, Wartburg, Trifels, Wewelsburg, Heidelberger Schloss, Schloss Augustusburg, Residenz Dresden, Herrenhaus Ludwigsburg). Städte als Ganzheit werden unter den Aspekten der Auswirkung von Globalisierung, demographischem Wandel und Nachhaltigkeit (besonders Ruhrgebiet und Leipzig), der Geschichte der Heimatschutzbewegung und eines „Altdeutschen Stadtdenkmals“ (Nürnberg) exemplarisch behandelt.

Allein – jedoch nicht immer – bedingt durch eine notwendige Knappheit der Darstellung tragen nicht alle Beiträge zu einer fundierten Information oder Fachdiskussion bei, es sind jedoch manche in diesem Sinne hervorzuheben. Hierzu gehören – übergeordnet – die berührten Problemstellungen der Wandlungen in der Denkmaltheorie und eines Paradigmenwechsels – Definitionen des Begriffes „Denkmalpflege“ – Integration neuer Denkmalgattungen – das „System Denkmalpflege“, fachlich und organisatorisch ein Wertesystem und Kriterien der Bewertung in der Denkmalpflege die Stellung der Denkmalpflege zur Erneuerung, Rekonstruktion und Wiederherstellung – Denkmalkultur und Erinnerungsbewahrung – die gegenwärtige „Krise“ der Denkmalpflege in der Politik und Gesellschaft – Denkmalpflege als gesellschaftliche Aufgabe kontra ökonomische Fremdinteressen – ein zerstörtes Traditionsbewusstsein oder „Permanenzbedürfnis“ kontra denkmalpflegerisches Bewusstsein in der gegenwärtigen Gesellschaft – gesellschaftspolitische und fach-

kritische Revisionsansätze sowie „Nachdenken über Denkmalpflege“. Diese grundlegenden Problemfelder der Denkmalpflege werden in vielen der Darstellungen deutlich, pointiert jedoch in dem Beitrag „Paradigmenwechsel in der modernen Denkmalpflege?“ von H.-R. Meier und T. Will herausgestellt.

In einem zweiten, in sich selbstständigen, aber doch auch zu dem Anlass der Ausstellung und des Jubiläums gehörigen Band sind die Erträge der begleitenden Vortrags- und Diskussionsveranstaltungen zusammengefasst. Zugeordnet sind die 27 Beiträge zu drei Themenbereichen: geistesgeschichtliche Grundlagen – gesammelte Erfahrungen – aktuelle Herausforderungen. Hier wird die kritische Selbstdarstellung und Analyse denkmalpflegerischer Tätigkeit in einer noch allgemeineren Perspektive vertieft – die Bände ergänzen sich unmittelbar, noch dazu durch eine Reihe gleicher Autoren. Über eine fachliche Selbstreflexion hinaus ging und geht es – gerade auch in den die Ausstellung begleitenden Ansprachen des Publikums – um eine die Öffentlichkeit ansprechende Bewusstseinsbildung für Erhaltung und Denkmalschutz, um die Weckung eines kulturpolitischen Engagements und eine „Erinnerungskultur“ in einem breiten, durchaus auch heimatlich bindenden Kontext. Die allgemeinen Gedankengänge und Forderungen sprechen den Abbau einer „Fremdheit des Vergangenen“ an, einen Gegenwartsbezug im Zuge einer adäquaten Nutzung und Umnutzung von Denkmalobjekten, einen Echtheitsanspruch, originale Wahrheit sowie stilechte Schönheit, was unter plakativen und damit aufrüttelnden Titeln der Beiträge reflektiert und nahegebracht wird.

Zusammenhänge mit der Stadt als Denkmalandschaft werden thematisiert mit der „Sehnsucht nach historischen Stadträumen“, der Altstadt im Kontext eines modernen Städtebaus, erneuerten Leitbauten in moderner Umgebung, der Denkmalpflege in den Städten der DDR wie auch mit dem städtebaulichen Spannungsfeld historischer Echtheit, Rekonstruktion und dem Rückbau.

Nach außen wie auch nach innen weiterführend leiten sollen die im Zuge der zentralen Veranstaltung erfassten „Zehn Thesen zur Denkmalpflege der Gegenwart“, der sogenannten „Dresdner Erklärung 2005“. Die Thesen enthalten Forderungen wie auch Warnungen zu den Stichworten (1-5) Denkmale und Geschichte/Identität/Ranking/Eventkultur und Globalisierung sowie (6-10) Denkmalschutz und Umweltschutz/kulturelle Bildung/Kommunikation/Denkmal Kompetenzen und Politik. Zu den zukunftsweisenden Forderungen gehören Anerkennung vom Wert des Originals, Entwicklung einer europäischen Denkmalidentität, eine kulturelle Bindungskraft des Denkmals, denkmalverträgliche Umnutzungen, eine kulturell-geistige Bildung als Verständnishintergrund eines Denkmalbewusstseins, die verstärkte Ausbildung einer Präventionsstrategie, ein Ausbau interdisziplinärer Netzwerke für Erhaltungsmaßnahmen sowie letztlich die Forderung wirksamer Verantwortung des Kulturstaaes für eine Denkmalpflege.

Die beiden Bände sind in einem modernen Layout gestaltet und reich bebildert mit historischen und aktuellen Fotos, in einer hervorragenden Druckqualität. Im ersten Band in einer Kolumne dem Text zugeordnet, im zweiten Band aufgelistete Literatur- und Quellenangaben fügen die Darstellungen in die Entwicklung der Forschung ein.

Die Bände vermitteln einen anschaulichen Einblick in die Phasen denkmalpflegerischer Zielsetzungen in der Abfolge der Schichten denkmalpflegerischer Maßnahmen, die im Stadtbild der letzten 100 Jahre – der Zeit öffentlich wahrgenommener denkmalpflegerischer Tätigkeit – wirksam geworden sind. Die gezielt gebündelten

Darstellungen tragen zu einer Bewusstmachung des Wandels der Perspektiven und Konzeptionen einer Denkmalpflege bei, mit deutlichen Hinweisen auf die Notwendigkeit einer lebendigen fachlichen wie auch gesellschaftlichen Laufendhaltung einer Theoriediskussion.

Im Kontext der Bemühungen um eine Erhaltung wie auch nachhaltigen Entwicklung der alten Stadt werden anschauliche und gedankenreiche Einblicke gegeben in den konzeptionellen Wandel einer Raumwirksamkeit denkmalpflegerischen Handelns in Geschichte, Gegenwart und Zukunftsperspektiven. Die knappen und vielseitigen Überblicke tragen bei zur Diskussion und aktuellen Praxis der Denkmalpflege und sind hineinzustellen in die Reihe der Bände zu den Jahrestagungen der Vereinigung der Landesdenkmalpfleger in der Bundesrepublik Deutschland. Die Bände kommen der Verpflichtung zur Wissenschaftlichkeit nach im Zuge der Forderung eines Nachvollzugs, einer Begründung wie auch Durchsetzung denkmalpflegerischer Ziele und Maßnahmen, im Rahmen einer aktuellen Bemühung und Präsenz, Reflexion und Integration im laufenden kulturellen wie auch gesellschaftlichen Diskurs. Die Bände sind ein in die Breite wirkender Meilenstein einer konstruktiven, zurückgreifenden, aktuell kritischen und zukunftsorientierten Präsentation und Basis im Zuge der stetigen Weiterentwicklung denkmalpflegerischen Handelns im Strom eines politischen und ökonomisch motivierten Gegenwindes, im Bemühen um eine öffentlich getragene und gesellschaftlich verankerte Erhaltung und Pflege des kulturellen Erbes in Deutschland und Europa.

Dietrich Denecke, Göttingen

Notizen

PNDonline:

Eine Plattform mit Texten und Diskussionen zur Entwicklung von Stadt und Region.

»Planung neu denken« - dieses Projekt wurde vor rund zwei Jahren am Lehrstuhl für Planungstheorie und Stadtentwicklung (RWTH Aachen) begonnen.

Erste Ergebnisse sind mit drei Bänden in der »edition stadt|entwicklung« erschienen (Verlag Dorothea Rohn, Dortmund). Der Idee von John Friedmann folgend - »Planning is in constant need of rethinking« - wird das Projekt fortgesetzt. Es wird weiter nachgedacht über Planen, Entwickeln und Steuern, über Fragen wie: Auf welche Weise können öffentliche Akteure heute und in Zukunft an der räumlichen Entwicklung mitwirken? Was sind die Ziele, Aufgaben und Handlungsmöglichkeiten der Stadt-, Landschafts- und Raumplanung? Welche Impulse gehen von anderen Akteuren aus und wie wirken sie zusammen? Etc.

Dem Charakter eines fortlaufenden Denkprozesses entsprechend wird die weitere Arbeit Internet-basiert gestaltet. Auf www.planung-neu-denken.de ist die Plattform »PNDonline« entstanden. Der Kernbereich umfasst eine »wachsende Dokumentation« relevanter Literatur; zum einen mit einer Rubrik, die eine Breite an Themen präsentiert, zum anderen mit redaktionell betreuten Schwerpunkt-Themen.

Ergänzend wird mit dialogischen Elementen gearbeitet. So werden beispielsweise einzelne Fachtexte zu Diskussion gestellt und aktuell läuft eine Umfrage zu Begriff und Inhalt von »Planungskultur«. Überdies gibt es noch einen Service-Bereich mit einer Literatursammlung (derzeit rund 1.500 Titel), kommentierten Lesetipps der Redaktion und Hinweisen zu aktuellen Veranstaltungen. So weit die ersten Schritte - das Online-Angebot soll sich schrittweise entwickeln und erweitern. Neue Beiträge erscheinen im Quartalsrhythmus. Alle Disziplinen, die sich mit der (Steuerung der) räumlichen Entwicklung auseinandersetzen, sind eingeladen Beiträge zu PNDonline beizusteuern. Es können dies Resonanzen zu bereits Vorhandenem sein oder eigene Artikel, die kürzlich bereits erschienen sind oder die ausdrücklich für unser Projekt verfasst wurden. Ein Anliegen ist es, den interdisziplinären Charakter der Diskussion zu fördern.

*Marion Klemme, Klaus Selle,
Magdalena Wilczynski (RWTH Aachen)*

in Kooperation mit
*Uwe Altrock (Universität Kassel),
Claus-Christian Wiegandt (Universität Bonn),
Rainer Danielzyk (ILS).*

Kontakt:
neu-denken@pt.rwth-aachen.de
www.planung-neu-denken.de